Johanna

Fr. Braun-Jacoby

DIE HEILIGE JOHANNA

Dramatische Chronik

in sechs Szenen und einem Epilog

von

BERNARD SHAW

Deutsch von

Siegfried Trebitsch

1925

S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

38. bis 49. Auflage
Neue, durchgesehene Ausgabe
Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript. Das Aufführungsrecht ist nur von S. Fischer, Verlag, A.-G., Berlin zu erwerben.
Copyright 1924 by S. Fischer, Verlag, A.-G., Berlin.

VORWORT

Johanna in Wirklichkeit und in ihrer Einbildung . 11
Johanna und Sokrates 12
Der Gegensatz zu Napoleon 13
War Johanna unschuldig oder schuldig? 15
Die Schönheit Johannas 18
Johannas gesellschaftliche Stellung 19
Die Stimmen und Visionen Johannas 22
Der Hunger nach Weiterentwicklung 24
Bloße Ikonographie tut nichts zur Sache 27
Die moderne Erziehung, der Johanna entrann . . 27
Fehlsprüche der Stimmen 30
Johanna, eine Galtonsche Seherin 31
Johannas Männlichkeit und Kriegertum 32
War Johanna eine Selbstmörderin? 35
Die Quintessenz von Johanna 36
Johannas Unreife und Unwissenheit 37
Die Jungfrau in der Literatur 38
Protestantische Mißverständnisse über das Mittelalter 43
Die verhältnismäßige Gerechtigkeit des Prozesses . 44
Johanna nicht als politische Missetäterin angeklagt 46
Die Kirche durch den Widerruf nicht bloßgestellt 50
Moderne und mittelalterliche Grausamkeit . . . 52
Katholischer Antiklerikalismus 54
Der Katholizismus noch nicht katholisch genug. . 55
Das Gesetz der Veränderlichkeit ist das Gesetz Gottes 57
Moderne und mittelalterliche Leichtgläubigkeit . 59
Moderne und mittelalterliche Toleranz 60
Die Veränderlichkeit der Toleranz 62
Der Streit zwischen Genie und Disziplin 64
Johanna als Theokratin 66
Ein ununterbrochener Erfolg ist wesentlich in der Theokratie 68
Moderne Verdrehungen der Geschichte Johannas 68
Die Geschichte ist immer veraltet 69

Die wahre Johanna nicht wunderbar genug für uns 69
Die bühnenmäßigen Grenzen historischer Darstellung 71
Eine Lücke im Elisabethinischen Drama 72
Tragödie, kein Melodrama 74
Die unvermeidlichen Schmeicheleien der Tragödie 75
Einige gutgemeinte Vorschläge zur Verbesserung des Stückes 77
Der Epilog 78
An die Kritiker, damit sie sich nicht übergangen fühlen 79

Johanna in Wirklichkeit und in ihrer Einbildung

Johanna von Arc, ein Dorfmädchen aus den Vogesen, wurde um 1412 geboren, wegen Ketzerei, Hexerei und Zauberei im Jahre 1431 verbrannt, gewissermaßen rehabilitiert im Jahre 1456, zum Gegenstande der Verehrung gemacht im Jahre 1904, seliggesprochen im Jahre 1908 und endlich heiliggesprochen im Jahre 1920. Sie ist die große Kriegsheilige des christlichen Kalenders, der wunderlichste Kauz unter den exzentrischen Biedergestalten des Mittelalters. Obgleich erklärte und überaus fromme Katholikin, ja Anregerin eines Kreuzzuges gegen die Hussiten, war sie dennoch tatsächlich eine der ersten protestantischen Märtyrinnen. Auch war sie einer der ersten Apostel des Nationalismus und die erste, die als Französin, im Gegensatz zur sportmäßigen Lösegeldspielerei des Rittertums ihrer Zeit, den Napoleonischen Realismus in Kriegsdingen verfocht. Sie war der Pionier einer vernünftigen Frauenkleidung: genau so, wie zwei Jahrhunderte später die Königin Christine von Schweden, ganz zu schweigen vom Chevalier D'Eon und zahllosen obskuren Heldinnen, die sich als Männer vermummten, um als Landsknechte und Seeleute zu dienen, wollte Johanna nichts davon wissen, das wahre Los des Weibes auf sich zu nehmen; sie kleidete sich, focht und lebte als Mann.

Da sie es verstand, sich in allen Dingen mit solcher Wucht in Szene zu setzen, daß sie über ganz Westeuropa hin berühmt war, ehe sie noch dem Backfischalter entwachsen war (sie ist ja tatsächlich nie darüber hinausgekommen), ist es kaum überraschend, daß sie vom Gericht zum Verbrennungstode verurteilt wurde — angeblich wegen einer Anzahl von Kapitalverbrechen, die wir nicht mehr als solche betrachten, in Wahrheit aber wegen all dessen, was wir unweiblich und unausstehliche Einbildung nennen. Im Alter von achtzehn Jahren gingen Johannas Prätensionen weit über jene des stolzesten Papstes, des hochmütigsten Kaisers

hinaus. Sie wollte als Gesandter und Bevollmächtigter Gottes auf Erden gelten und tatsächlich ein Mitglied der siegreichen Kirche sein, während sie noch in Fleisch und Blut auf Erden wandelte. Sie begönnerte ihren eigenen König und forderte vom englischen Könige Reue und Gehorsam gegenüber ihren Befehlen. Staatsmänner und Prälaten kanzelte sie ab, redete sie in Grund und Boden und wies sie in die Schranken. Über die Pläne von Generälen setzte sie sich mit einem Achselzucken hinweg und führte deren Truppen nach ihren eigenen Plänen zum Siege. Sie hegte eine ungebändigte und ganz unverhüllte Verachtung für amtliche Meinung und amtliches Urteil, für jede Autorität und für die Taktik und Strategie des „Kriegsministeriums". Wäre sie ein Weiser, ein Monarch gewesen, in dem sich verehrungswürdigste Hierarchie und erlauchteste Dynastie vereinigten, dann wären ihre Einbildung und ihr Vorgehen der amtlichen Auffassung ebenso widerwärtig gewesen, wie einst Cäsars Ansprüche es Cassius waren. Da sie aber in Wahrheit nichts als ein Emporkömmling war, gab es nur zwei Meinungen über sie: die eine, daß sie ein Wunder, die andere, daß sie unausstehlich sei.

Johanna und Sokrates

Wäre Johanna boshaft, selbstsüchtig, feig oder dumm gewesen, dann wäre sie eine der widerwärtigsten, statt eine der anziehendsten Gestalten der Geschichte. Wäre sie alt genug gewesen, um die Wirkung zu erkennen, die sie auf jene ausübte, die sie erniedrigte dadurch, daß sie recht hatte, wenn jene unrecht hatten, und wenn sie gelernt hätte, ihnen zu schmeicheln und sie richtig zu behandeln, dann hätte sie so lange leben können wie Königin Elisabeth. Aber sie war zu jung, zu ländlich, zu unerfahren, um solche Künste zu kennen. Wenn ihr Leute in die Quere kamen, die sie für Narren hielt, dann hielt sie mit ihrer Meinung über sie nicht hinter dem Berge und verhehlte nicht ihre Ungeduld über

deren Narretei; und dabei war sie naiv genug zu erwarten, daß sie ihr dafür dankbar sein würden, wenn sie sie auf den rechten Weg brachte und ihnen aus der Patsche half. Nun ist es aber stets schwer für einen überlegenen Geist, die Wut zu begreifen, die er durch die Bloßstellung der Dummheit verhältnismäßiger Dummköpfe erregt. Selbst Sokrates verteidigte sich gelegentlich seines Verhöres trotz seines Alters und all seiner Erfahrung nicht wie ein Mann, der die seit langer Zeit aufgespeicherte Wut begreift, die gegen ihn losplatzte und seinen Tod ingrimmig verlangte. Seinem Ankläger hätte man, wäre er 2300 Jahre später geboren worden, ganz gut in einem beliebigen Abteil erster Klasse des Vorortzuges begegnen können, der abends oder morgens nach oder aus der City fährt; denn er hatte wirklich nichts anderes vorzubringen, als daß er und seinesgleichen es nicht vertragen konnten, fortwährend für Idioten erklärt zu werden, sooft Sokrates den Mund auftat. Sokrates, dem diese Tatsache fremd war, wurde durch das Gefühl gelähmt, daß er den Angriffspunkt verfehlte. Er war zu Ende, nachdem er die Tatsache festgestellt hatte, daß er selbst ein alter Krieger und ein Mann von ehrenwertem Lebenswandel, sein Ankläger dagegen ein einfältiger Snob sei. Er hatte keine Ahnung, bis zu welchem Maße seine geistige Überlegenheit Furcht und Haß gegen ihn in den Herzen jener erregt hatte, gegenüber denen er sich nur guten Willens und guter Dienste bewußt war.

Der Gegensatz zu Napoleon

Wenn Sokrates mit Siebzig noch so unschuldsvoll gewesen ist, kann man sich ausmalen, wie unschuldsvoll Johanna mit ihren Siebzehn war. Nun war aber Sokrates ein Mann der Argumente, der langsam und friedlich auf die Köpfe der Leute einwirkte, wogegen Johanna ein Weib der Tat war, das mit ungestümer Gewalt über deren Leiber gebot. Das ist ohne Zweifel auch der

Grund, weshalb die Zeitgenossen des Sokrates ihn so lange duldeten und weshalb Johanna umgebracht wurde, ehe sie noch ganz erwachsen war. Doch beide vereinigten eine erschreckende Fähigkeit mit einer Offenherzigkeit, persönlichen Bescheidenheit und Güte, die den wütenden Widerwillen, dem sie zum Opfer fielen, vollkommen unvernünftig und daher ihnen selbst unverständlich erscheinen ließ. Napoleon, der auch von einer erschreckenden Fähigkeit besessen, aber weder offenherzig noch uneigennützig war, gab sich keinen Illusionen hinsichtlich der Natur seiner Volkstümlichkeit hin. Als er gefragt wurde, wie die Welt wohl seinen Tod aufnehmen werde, erwiderte er: „Mit einem Aufseufzen der Erleichterung." Aber es ist für geistige Riesen, die ihre Mitmenschen weder hassen noch ihnen Unrecht tun wollen, nicht so einfach herauszufinden, daß trotzdem ihre Nebenmenschen die geistigen Riesen hassen und ihnen ans Leben möchten — nicht bloß aus Neid, weil die Gegenüberstellung eines Überlegenen ihre Eitelkeit verwundet — sondern ganz einfach und ehrlich deshalb, weil sie ihnen Furcht einjagt. Furcht kann den Menschen zu jeder Ausschreitung bringen; und die durch ein überlegenes Wesen eingeflößte Furcht ist ein Mysterium, das nicht wegdisputiert werden kann. Da sie unmeßbar ist, ist sie unerträglich, wenn man keine Voraussetzungen oder Bürgschaften für Wohlwollen und moralische Verantwortlichkeit hat: mit anderen Worten, wenn sie keine offizielle Stellung hat. Die gesetzmäßige und konventionelle Überlegenheit eines Herodes und eines Pilatus, eines Annas und eines Kaiphas flößt wohl gleichfalls Furcht ein. Aber diese Furcht, da sie eine begründete Furcht vor abschätzbaren und vermeidlichen Folgen ist, die heilsam und schutzgewährend scheinen, ist erträglich, während die seltsame Überlegenheit Christi und die Furcht, die sie einflößt, allen, die seine gute Absicht nicht erraten können, den Schrei entlockt: „Kreuziget ihn!" Sokrates muß den Schierlingsbecher trinken, Christus am Kreuze

vergehen und Johanna auf dem Scheiterhaufen verbrennen, während Napoleon, wenn er auch auf St. Helena endigt, dort doch wenigstens in seinem Bette stirbt. Und eine Menge erschreckender, aber ganz verständlicher amtlicher Schufte sterben eines natürlichen Todes in aller Glorie der Königreiche dieser Welt und beweisen so, daß es weitaus gefährlicher ist, ein Heiliger zu sein als ein Eroberer. Solche, die beides gewesen sind, wie Mohammed und Johanna, haben es erfahren, daß der Eroberer den Heiligen retten muß, und daß Niederlage und Gefangennahme den Märtyrertod bedeuten. Johanna wurde verbrannt, ohne daß sich auch nur eine Hand auf Seite ihrer Parteigänger erhoben hätte, sie zu retten. Die Kameraden, die sie zum Siege geführt, und die Feinde, die sie entehrt und geschlagen hatte, der französische König, den sie gekrönt, und der englische König, dem sie die Krone in die Loire gestoßen hatte, waren gleicherweise froh, sie loszuwerden.

War Johanna unschuldig oder schuldig?

Da dieses Resultat ebensowohl durch eine katzenjämmerliche Minderwertigkeit wie durch eine erhabene Überlegenheit zu erreichen war, entsteht die Frage, welche von diesen beiden Eigenschaften im Falle Johannas wirkte. Sie ist durch die Zeitgenossen Johannas nach einem äußerst sorgsamen und gewissenhaften Verhör gegen sie entschieden worden; und die Umstoßung des Verdiktes, die fünfundzwanzig Jahre später in Form einer Rehabilitierung Johannas erfolgte, war in Wahrheit nur eine Bestätigung der Gültigkeit der Krönung Karls VII. Die eindrucksvollere Umstoßung durch eine nicht voreingenommene Nachwelt, gipfelnd in Johannas Heiligsprechung, die ist es, die das ursprüngliche Verfahren annulliert und ihren Richtern den Prozeß gemacht hat — der immerhin viel ungerechter gewesen ist als das Verhör, dem jene Richter Johanna unterwarfen. Nichtsdestoweniger erbrachte die Rehabili-

tierung vom Jahre 1456 — wie unsauber das Geschäft auch war — genügend Beweise, um allen vernünftig Urteilenden hinreichend darzutun, daß Johanna kein gewöhnlicher Zankdrache, keine Hure, keine Hexe, keine Lästerin und auch um kein Haar mehr Götzendienerin war als der Papst selbst; daß sie sich in keiner Hinsicht schlecht aufführte, wenn man von ihrem Landsknechtstum, ihrem Männerkleidertragen und ihrer Kühnheit absieht, sondern daß sie im Gegenteil gutmütig, eine unberührte Jungfrau, sehr fromm, sehr maßvoll war. Wir würden ihre Mahlzeit, die aus einem einfachen Stück Brot bestand, eingetaucht in den gewöhnlichen Wein, der das Trinkwasser Frankreichs ist, asketisch nennen. Sie war sehr freundlich und — obgleich ein tapferer, kühner Krieger — unfähig, lose Gespräche oder ein zügelloses Benehmen zu ertragen. Sie ging zum Scheiterhaufen, ohne einen anderen Flecken auf ihrem Charakter als die maßlose Überhebung, die „Anmaßung", wie man es nannte, die sie zur Richtstätte führte. Es wäre also verlorene Liebesmüh', wollte man nun beweisen, daß die Johanna des ersten Teiles des angeblich von Shakespeare zusammengepfuschten elisabethinischen Spiels „Heinrich VI." in den Schlußszenen, mit einer Verbeugung vor dem Hurrapatriotismus, arg verleumdet wird. Der Schmutz, mit dem man sie beworfen hat, ist seither so völlig von ihr abgeglitten, daß es kein moderner Schriftsteller mehr nötig hat, sie nachträglich reinzuwaschen. Viel schwieriger ist es schon, den Schmutz zu entfernen, der gegen ihre Richter geschleudert wurde, wie auch die Weißwaschung, die sie selbst bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Nachdem Chauvinistengemeinheit ihr Ärgstes an ihr verbrochen hatte, mißbrauchte die Gemeinheit des religiösen Sektengeistes — in diesem Falle protestantische Niedertracht — ihren Scheiterhaufen dazu, die römisch-katholische Kirche und mit ihr die Inquisition zu vernichten. Der einfachste Weg, diese Einrichtungen zum Bösewicht eines Melodrams zu machen, war es, die Jungfrau zu

seiner Heldin zu stempeln. Dieses Melodram mag als Unsinn abgelehnt werden. Denn die Gerichtsverhandlung, der Johanna durch die Kirche und die Inquisition unterworfen wurde, war eine viel gerechtere, als sie irgendeiner Angeklagten ihres Schlages und in ihrer Lage heutzutage vor einem beliebigen amtlichen weltlichen Gerichte zuteil würde. Auch war Johanna keine Melodramenheldin: das heißt, kein physisch schöner, vom Geliebten verstoßener Parasit eines ebenso schönen Helden, sondern ein Genie und eine Heilige, dem Typus einer Melodramenheldin ungefähr so vollständig entgegengesetzt, wie irgendein denkbares menschliches Wesen es nur sein könnte.

Wir wollen uns die Bedeutung der Ausdrücke klarmachen! Ein Genie ist ein Mensch, der weiter blickt und tiefer schürft als andere Leute und daher eine andere Rangordnung ethischer Wertbestimmungen kennt als jene und auch Energie genug besitzt, diese besondere Einsicht und deren Wertbestimmungen in jeder beliebigen Weise, die seinen oder ihren eigentümlichen Fähigkeiten am besten entspricht, in die Tat umzusetzen. Ein Heiliger ist derjenige, der nach der Aufwendung heroischer Tugenden und dem Genuß von Offenbarungen oder Kräften jener Art, die die Kirche technisch als übernatürlich klassifiziert, zur Heiligsprechung reif wird. Ist ein Historiker Antifeminist, der nicht daran glaubt, daß Weiber fähig seien, auf den traditionellen männlichen Gebieten Genie zu entwickeln, wird er nie etwas mit Johanna anzufangen wissen, deren Genie sich hauptsächlich im Kriegswesen und in der Politik praktisch betätigte. Wenn er Rationalist genug ist, um die Existenz von Heiligen zu leugnen und der Ansicht zu sein, daß neue Ideen nicht anders als durch bewußte Schlußfolgerungen ins Leben treten können, wird er die Erscheinung Johannas nie begreifen. Ihr idealer Biograph muß frei sein von den Vorurteilen und Voreingenommenheiten des neunzehnten Jahrhunderts, muß das Mittelalter, die römisch-

katholische Kirche und das heilige römische Reich weitaus intimer kennen, als unsere liberalen Historiker sie je erkannt haben, und muß imstande sein, geschlechtliche Parteinahme und deren Romantik über Bord zu werfen und die Frau als das Weibliche der Spezies Mensch zu betrachten, nicht als eine andersgeartete zoologische Gattung mit ihren besonderen Reizen und ihren besonderen Verbohrtheiten.

Die Schönheit Johannas

Um die letzte Behauptung ganz ungeschminkt auszudrücken, kann man sagen: jedes Buch über Johanna, das damit beginnt, sie als eine Schönheit darzustellen, kann sofort als Roman bezeichnet werden. Kein einziger ihrer Kameraden im Dorf, bei Hof oder im Lager hat jemals — selbst damals nicht, als alle sich dem Könige zuliebe anstrengten, ihr Lob zu singen — behauptet, daß sie hübsch sei. Alle Männer, die diesen Punkt berührten, beteuerten aufs nachdrücklichste, daß ihnen in Anbetracht der tatsächlichen Blüte ihrer Jugend ein solcher Grad geschlechtlicher Reizlosigkeit wie ein Wunder erschien, um so mehr, als sie persönlich weder garstig, abstoßend und verunstaltet, noch unangenehm gewesen ist. Die offenbare Wahrheit liegt darin, daß Johanna, wie die meisten Frauen ihrer kühnen Führerart, im Widerstreit der Geschlechter neutral zu sein schien, weil die Männer zu viel Angst vor ihr hatten, um sich in sie zu verlieben. Sie selbst war nicht geschlechtslos: trotz der Jungfräulichkeit, der sie sich bis zu einem gewissen Grade geweiht und die sie bis zu ihrem Tode auch bewahrt hatte, hat sie die Möglichkeit der Ehe für ihre Person doch niemals ausgeschlossen. Aber die Ehe mit ihren Präliminarien des Anlockens, Verfolgens und Einfangens eines Gatten war nicht ihre Sache. Sie hatte etwas anderes zu tun. Byrons Formel:

„Des Mannes Liebe ist ein Ding
von seinem Leben ganz getrennt,
des Weibes Liebe ist ihr ganzes Dasein“

paßte auf Johanna nicht mehr als auf George Washington oder irgendeinen anderen männlichen Vertreter des Heroismus. Hätte sie in unserem Zeitalter gelebt, dann wären wohl Ansichtskarten von ihr als General, doch nie als Haremsgröße verkauft worden. Nichtsdestoweniger gibt es einen Grund dafür, ihr ein recht beachtenswertes Antlitz zuzutrauen. Ein Bildhauer ihrer Zeit in Orleans schuf eine Statue eines behelmten Jungweibes mit einem in der Kunst einzig dastehenden Antlitz, insoweit es offenbar kein Idealkopf, sondern ein Porträt und dennoch so ungewöhnlich ist, als gliche es keinem je gesehenen Weibe aus Fleisch und Blut. Man vermutet, daß Johanna dem Bildhauer unbewußt zum Modell gedient habe. Wir haben keinen Beweis dafür; aber diese außergewöhnlich weit auseinander liegenden Augen entlocken uns mit aller Macht die Frage: „Wenn dieses Weib nicht Johanna ist, wer ist es dann?" — so daß ich mir eine weitere Beweisführung erspare und diejenigen, die nicht meiner Meinung sind, herausfordere, das Gegenteil zu beweisen. Es ist ein wundervolles Antlitz, aber ganz neutral vom Standpunkt des Bewunderers opernhafter Schönheit.

Solch ein Bewunderer mag vielleicht endgültig durch die prosaische Tatsache ernüchtert werden, daß Johanna Angeklagte in einem Prozeß wegen Bruch des Eheversprechens war, daß sie ihre eigene Sache verteidigte und sie gewann.

Johannas gesellschaftliche Stellung

Dem Stande nach war Johanna die Tochter eines arbeitenden Bauern, der zu den Vorstehern seines Dorfes zählte und dessen feudales Geschäft mit den benachbarten Junkern und deren Advokaten betrieb. Als das Schloß, hinter dessen Mauern die Dorfsassen vor Raubzügen Schutz zu suchen berechtigt waren, in Trümmer fiel, organisierte er eine Bande von einem halben Dutzend Bauern, um davon Besitz zu ergreifen

und es zu besetzen, wenn irgendeine Gefahr eines Einfalls drohte. Als Kind konnte sich Johanna zuzeiten darin gefallen, das Fräulein dieser Burg zu sein. Mutter und Brüder hätten ihr an den Hof folgen und dort ihr Glück teilen können, ohne sich offenkundig lächerlich zu machen. Diese Tatsachen geben uns keine entschuldigende Handhabe für die volkstümliche Romantik, die jede Heldin entweder in eine Prinzessin oder ein Bettelkind verwandelt. In dem ziemlich ähnlichen Falle Shakespeares wurde eine ganze entgegengesetzte Pyramide vergeudeter Untersuchungen auf der Annahme aufgebaut, er sei ein analphabetischer Tagelöhner gewesen, und dies trotz der klarsten Beweise, daß sein Vater ein mit einer Frau von einigen gesellschaftlichen Ansprüchen verheirateter Geschäftsmann, und zwar zeitweise ein sehr erfolgreicher, war. Wir finden die gleiche Tendenz in dem Versuch, Johanna die Stellung einer in Lohn und Dienst stehenden Schafhirtin zuzuweisen, obgleich eine Schafhirtin in Domremy sie als junge Gutsherrin ehrerbietig gegrüßt haben würde.

Der Unterschied zwischen dem Fall Johannas und dem Shakespeares liegt darin, daß Shakespeare kein Analphabet war. Er hatte Schulen besucht und konnte so viel Lateinisch und Griechisch, wie die meisten Absolventen der Universität im Gedächtnis behalten, das heißt, für praktische Zwecke überhaupt nichts. Johanna war eine absolute Analphabetin. „Ich kann A von B nicht unterscheiden", sagte sie. Doch viele Prinzessinnen jener Zeit und noch lange nachher hätten dasselbe sagen können. Marie Antoinette zum Beispiel konnte im Alter Johannas nicht einmal ihren Namen richtig schreiben. Das will aber nicht bedeuten, daß Johanna eine unwissende Person war oder unter dem Mangel an Selbstvertrauen und dem Gefühle gesellschaftlicher Zurücksetzung litt, wie es heutzutage Leute, die weder lesen noch schreiben können, empfinden. Wenn sie auch keinen Brief schreiben konnte, so

verstand sie doch sehr gut, Briefe zu diktieren und ihnen volle, ja geradezu übertriebene Bedeutung beizulegen. Wenn man sie ins Gesicht ein Schafhirtenmädel nannte, nahm sie es gehörig krumm und forderte jede Frau heraus, sich mit ihr in den Haushaltungskünsten der Herrinnen wohlgeordneter Wirtschaften zu messen. Sie verstand die politische und militärische Lage Frankreichs weit besser, als die meisten unserer mit Zeitungslektüre gefütterten Universitätsabsolventinnen heutzutage die entsprechende Lage ihres eigenen Landes verstehen. Johannas erster Proselyt war der benachbarte Kommandant von Vaucouleurs. Sie bekehrte ihn dadurch, daß sie ihm die Niederlage der Truppen des Dauphins in der Schlacht von Rouvray so lange Zeit vor dem Eintreffen amtlicher Nachrichten erzählte, daß er annahm, sie müsse eine göttliche Offenbarung gehabt haben. Dieses Verständnis und Interesse für öffentliche Angelegenheiten war nichts Außergewöhnliches unter den Bauern eines vom Kriege durchtobten Landstriches. Politiker mit dem Schwerte in der Hand kamen zu oft vor das Tor, als daß man sie hätte übersehen können: Die Familie Johannas konnte keine Unwissenheit darüber vortäuschen, was in der feudalen Welt vorging. Sie war nicht reich, und Johanna arbeitete auf dem Gute wie ihr Vater, indem sie die Schafe auf die Weide trieb und dergleichen. Aber wir haben keinen Beweis, nicht einmal eine Andeutung für ein elendes Dasein der Not und keinen Grund, anzunehmen, daß Johanna wie eine gedungene Magd arbeitete oder überhaupt arbeiten mußte, wenn sie es vorzog, zur Beichte zu gehen oder herumzubummeln und auf Visionen zu warten und den Kirchenglocken zu lauschen, um aus ihnen Stimmen herauszuhören. Kurz — sie glich weit eher einer jungen Dame, ja selbst einer Intelligenzlerin, als die Mehrzahl der Töchter unserer bürgerlichen Kreise.

Die Stimmen und Visionen Johannas haben ihrem Rufe manchen Streich gespielt. Sie wurden zu Zeugen dafür aufgerufen, daß sie verrückt, eine Lügnerin und Schwindlerin, ja eine Hexe — deswegen wurde sie ja auch verbrannt — und endlich dafür, daß sie eine Heilige sei. Sie beweisen jedoch nichts von allen diesen Dingen; aber die Mannigfaltigkeit der Schlüsse, die man daraus gezogen hat, bezeugt, wie wenig unsere Tatsachenhistoriker von der geistigen Verfassung anderer Leute oder selbst von ihrer eigenen wissen. Es gibt Leute auf dieser Welt, deren Einbildungskraft so lebhaft ist, daß sich ihnen, wenn sie einen Einfall haben, dieser durch eine vernehmliche Stimme, bisweilen sogar durch eine sichtbare Gestalt, die ihn ausspricht, offenbart. Gefängnisirrenhäuser sind von einer stattlichen Anzahl von Mördern besetzt, die irgendwelchen Stimmen Folge geleistet haben. So mag eine Frau Stimmen vernehmen, die ihr auftragen, die Kehle ihres Mannes zu durchschneiden und ihr Kind zu erdrosseln, während sie im Schlafe liegen; und sie kann sich vielleicht verpflichtet fühlen, dem Gehörten Folge zu leisten. Einem medizinisch-gesetzlichen Aberglauben zufolge halten Gerichtshöfe daran fest, daß Verbrecher, deren Versuchungen sich in solchen Illusionen offenbaren, für ihre Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könnten und als Wahnsinnige behandelt werden müßten. Aber diejenigen, die Visionen erschauen und Offenbarungen vernehmen, sind nicht immer Verbrecher. Die Inspirationen und Intuitionen und die im Unterbewußtsein gezogenen Schlüsse der Genies nehmen manchmal die Form ähnlicher Illusionen an. Sokrates, Luther, Swedenborg und Blake hatten Visionen und hörten Stimmen, ganz so wie der heilige Franziskus und die heilige Johanna. Wäre Newtons Einbildungskraft von der gleichen, lebhaft dramatischen Art gewesen, so hätte er wohl den Geist des

Pythagoras in den Garten treten sehen und erklären hören, warum die Äpfel zu Boden fielen. Eine solche Illusion würde weder die Gravitationstheorie entkräftet noch Newtons gesunden Menschenverstand in Frage gestellt haben. Und was noch mehr ist — die visionäre Methode, die zu der Entdeckung führte, wäre um keinen Pfifferling wunderbarer als die normale Methode. Der Beweis für die geistige Gesundheit ist nicht die Üblichkeit der Methode, sondern die Vernünftigkeit der Entdeckung. Wäre Newton durch Pythagoras dahin aufgeklärt worden, daß der Mond aus grünem Käse gemacht sei, dann hätte man Newton wohl eingesperrt. Die Gravitation, da sie eine begründete Hypothese war, die sich bemerkenswert gut in die Kopernikanische Lehre der beobachteten physikalischen Tatsachen des Universums einfügte, begründete Newtons Ruf außerordentlicher Intelligenz; und das hätte sie getan, auf wie phantastische Weise er auch dazu gelangt wäre. Dennoch ist seine Gravitationstheorie keine so eindrucksvolle geistige Großtat wie seine verblüffende Chronologie, die ihn zum Könige geistiger Hexenmeister stempelt, wenn auch zu einem König von Tollhäuslern, dessen Autorität heute niemand mehr anerkennt. Soweit das elfte Horn des Tieres, das der Prophet Daniel sah, in Betracht kommt, war Newton phantasievoller als Johanna, weil seine Einbildungskraft nicht dramatischer, sondern mathematischer Beschaffenheit und daher für Zahlen besonders empfänglich war. In der Tat — wenn alle seine Werke mit Ausnahme der Chronologie verlorengegangen wären, würden wir sagen, er sei total verrückt gewesen. Aber wie die Dinge nun einmal liegen, wer wagt es, die Diagnose zu stellen, Newton sei ein Tollhäusler gewesen?

Genau so müssen wir Johanna für ein vernünftiges Weib halten, trotz ihrer Stimmen; denn sie gaben ihr nie einen Rat, den sie nicht ebensogut von ihrem Mutterwitz empfangen haben konnte, ganz so wie Newton die Gravitation empfing. Heute, namentlich seit der letzte

Krieg so viele unserer Frauen ins Militärleben hineingezerrt hat, vermögen wir alle einzusehen, daß Johanna ihr Kriegerleben nicht in Unterröcken hätte führen können. Das war nicht nur, weil sie Männerhandwerk leistete, unmöglich, sondern auch weil es moralisch notwendig war, daß zwischen ihr und ihren Waffenkameraden das Geschlecht außer acht gelassen werde. Sie selbst gab diesen Grund an, als man in sie drang, sich darüber zu äußern. Die Tatsache allein, daß ihr diese völlig vernünftige Notwendigkeit als ein Gebot Gottes durch den Mund der heiligen Katharina überbracht erschien, beweist noch nicht, daß sie verrückt gewesen ist. Die Vernunft des Gebotes beweist sogar, daß sie außergewöhnlich gescheit war; aber seine Form beweist, daß ihre dramatische Einbildungskraft ihren Sinnen Streiche spielte. Auch ihre Politik war ganz vernünftig. Niemand stellt in Abrede, daß der Entsatz von Orleans mit der nachfolgenden Krönung des Dauphins zu Reims als Gegenzug gegen die damals im Umlauf befindlichen Verdächtigungen seiner Legitimität und daher auch seines Titels militärische und politische Meisterwerke waren, die Frankreich retteten. Sie hätten ebensogut durch Napoleon oder irgendein anderes Illusionen unzugängliches Genie geplant worden sein können. Sie kamen Johanna als Vorschriften ihres Beraters, wie sie ihre visionären Heiligen nannte; aber sie war, obwohl sie auf solche Weise zu ihren Ideen gelangte, darum nicht minder ein tüchtiger Führer von Männern.

Der Hunger nach Weiterentwicklung

Welches also ist die moderne Ansicht über Johannas Stimmen und Visionen und Botschaften Gottes? Das neunzehnte Jahrhundert behauptete, sie seien Täuschungen gewesen. Da Johanna aber ein hübsches Mädchen war und durch eine von einem bestochenen politischen Bischof verhetzte abergläubische Meute mittelalterlicher Priester abscheulich behandelt und

schließlich zu Tode gebracht worden sei, müsse man in ihr das unschuldige Opfer dieser Täuschungen sehen. Das zwanzigste Jahrhundert hält diese Erklärung für einen zu abgeschmackten Gemeinplatz und verlangt etwas mehr Mystik. Ich glaube, das zwanzigste Jahrhundert hat recht. Denn eine Erklärung, die darauf hinausläuft, daß Johanna geistig minderwertig gewesen sei, während sie in Wirklichkeit geistig überaus hervorragend war, wird uns nicht überzeugen. Ich vermag nicht zu glauben, noch könnte ich erwarten, daß es alle meine Leser so wie Johanna glauben, daß drei dem Auge sichtbare, gutgekleidete Persönlichkeiten: die heilige Katharina, die heilige Margareta und der heilige Michael nacheinander vom Himmel herniedergestiegen seien und ihr gewisse Weisungen überbracht hätten, wozu sie eigens vom lieben Gott beauftragt worden wären. Nicht als ob ein solcher Glaube unwahrscheinlicher und phantastischer wäre als manche andere der modernen Glaubensthesen, die wir alle hinunterschlucken. Aber es gibt auch in Glaubenssachen Moden und Familientraditionen, und der Zufall will, daß ich, da meine Mode viktorianisch und meine Familientradition protestantisch ist, mich außerstande sehe, der Form von Johannas Visionen eine so große objektive Beweiskraft zuzusprechen.

Daß aber Kräfte am Werke sind, von denen einzelne Menschenexemplare für Zwecke erfaßt werden, die weit über den Zweck hinausgehen, diese Individuen gedeihlich, geehrt, sicher und glücklich im Mittelstande am Leben zu erhalten, was doch das Um und Auf dessen ist, was ein braver Spießbürger vernünftigerweise verlangen kann, wird durch die Tatsache bewiesen, daß Menschen um des Wissens oder um sozialer Umwälzungen willen, durch die sie nicht um einen Deut besser, wirklich aber gar oft um manchen Deut schlechter werden, Armut, Schande, Verbannung, Einkerkerung, schreckliche Mühsale und sogar den Tod auf sich nehmen. Selbst das eigensüchtige Streben nach per-

sönlicher Macht spornt den Menschen nicht zu Mühen und Opfern solcher Art an, wie er sie begierig auf sich nimmt, sobald es sich um die Ausdehnung unserer Macht über die Natur handelt — obschon diese Machtausdehnung das persönliche Leben des Forschers in keiner Hinsicht berühren mag. In diesem Hunger nach Wissen und Macht liegt um kein Haar mehr Mystik als im Hunger nach Nahrung. Beide sind als Tatsachen und nur als Tatsachen bekannt, wobei der Unterschied zwischen beiden nur darin liegt, daß der Hunger nach Nahrung für das Leben des Hungrigen notwendig und daher ein persönlicher Hunger ist, während der andere ein Hunger nach Weiterentwicklung und daher ein überpersönliches Bedürfnis ist.

Die verschiedenen Formen, in welchen unsere Einbildungskraft die Annäherung übernatürlicher Kräfte dramatisch verdichtet, sind ein Problem für den Psychologen, nicht für den Historiker. Nur muß der Historiker begreifen können, daß Schwärmer weder Schwindler noch Narren sind. Man kann sagen, die Gestalt, in der Johanna die heilige Katharina erblickte, sei nicht wirklich die heilige Katharina gewesen, sondern nur die dramatische Gestaltung, die Einbildungskraft Johannas, jenes sie belastenden Hanges, jener treibenden Kraft, die hinter jeder Entwicklung steckt und die ich eben den Hunger nach Weiterentwicklung genannt habe. Aber wir sind nicht berechtigt, die Visionen Johannas in dieselbe Kategorie einzureihen wie die Vision eines doppelten Mondes, gesehen von einem Betrunkenen, oder wie die Brockengespenster und dergleichen. Die Unterweisungen der heiligen Katharina waren hierfür viel zu dringend; und der einfältigste französische Bauer, der an Erscheinungen himmlischer Personen vor begünstigten Sterblichen glaubt, ist der wissenschaftlichen Wahrheit über Johanna näher als die rationalistischen und materialistischen Historiker und Essayisten, die sich verpflichtet glauben, ein Mädchen, das Heilige sehen und sie sprechen hören konnte, als

Wahnwitzige oder als Lügnerin herabzusetzen. Wenn Johanna verrückt war, dann war es die ganze Christenheit mit ihr; denn Leute, die ehrfurchtsvoll an die Existenz himmlischer Persönlichkeiten glauben, sind in diesem Sinne genau so verrückt wie jene, die sie sehen zu können glauben. Als Luther sein Tintenfaß nach dem Teufel warf, war er nicht verrückter als jeder andere Augustinermönch: er hatte eine lebhaftere Phantasie und vielleicht weniger gegessen und geschlafen — das war alles.

Bloße Ikonographie tut nichts zur Sache

Alle populären Religionen der Welt werden durch die Heerschar legendenhafter Persönlichkeiten verständlich gemacht mit dem allmächtigen Vater und bisweilen einer Mutter mit dem göttlichen Kinde als Zentralgestalten. Diese werden dem geistigen Auge in der Kindheit vorgestellt, und das Resultat ist eine Halluzination, die zäh das ganze Leben hindurch anhält, sofern sie gut eingeimpft wurde. So ist alles Denken des mit Halluzinationen genährten Erwachsenen über die Quelle der Eingebung, die ununterbrochen ins Universum einfließt, oder über die Antriebe zur Tugend und über die Empfindungen des Schamgefühles — kurz über Streben und Gewissen, welche beide Kräfte einleuchtendere Tatsachen sind als der Elektromagnetismus —, nur ein Denken in einer himmlisch-visionären Terminologie. Und wenn im Falle besonders phantastischer Menschen, vor allem bei solchen, die sich angemessenen Kasteiungen unterwerfen, sich die Halluzination vom geistigen auf das körperliche Auge erstreckt, dann sieht der Schwärmer Krishna oder Buddha oder die gebenedeite Jungfrau oder die heilige Katharina, wie es eben kommen mag.

Die moderne Erziehung, der Johanna entrann

Es ist heutzutage für jedermann von Bedeutung, das zu begreifen, weil die moderne Wissenschaft kurzen

Prozeß mit den Halluzinationen macht, ohne sich um die vitale Bedeutung der Dinge zu kümmern, die sie symbolisieren. Würde Johanna heute wiedergeboren, so würde man sie zuerst in eine Klosterschule schicken, in der man sie milde darin unterweisen würde, Eingebung und Gewissen mit der heiligen Katharina und dem heiligen Michael in Verbindung zu bringen, ganz so wie man das im fünfzehnten Jahrhunderte tat, und ihr dann den letzten Schliff geben durch ein energisches Training im Evangelium der Heiligen Louis Pasteur und Paul Bert, die ihr (vielleicht in Visionen, wahrscheinlicher aber in Schmähschriften) sagen würden, sie solle keine abergläubische kleine Närrin sein, sondern sich die heilige Katharina samt dem Rest der katholischen Heiligenlehre als veralteten Götzendienst abgetaner Mythen aus dem Kopfe schlagen. Man würde es ihr unter die Nase reiben, daß Galilei ein Märtyrer, und seine Verfolger unverbesserliche Dummköpfe waren, und daß sich die Hormonen der heiligen Theresia verschlagen und sie unheilbar arg verschleimt oder nierenleidend oder hysteroid oder epileptoid, aber keinesfalls asteroid gemacht hätten. Man hätte sie durch Vorträge und Experimente davon überzeugt, daß Taufe und Abendmahl verächtlicher Aberglaube, daß aber Impfung und Vivisektion erleuchtete Gebräuche seien. Hinter Johannas neuen Heiligen Louis und Paul würde nicht nur die die Religion reinigende oder von ihr gereinigte Wissenschaft, sondern auch Hypochondrie, Melancholie, Feigheit, Dummheit, Grausamkeit, im Schmutze wühlende Neugier, Wissen ohne Weisheit und alles, was die unsterbliche Seele an der Natur haßt, an Stelle der Tugenden gestanden haben, deren Musterbeispiel die heilige Katharina war. Was die neuen Riten anbelangt — welches wäre da wohl die vernünftigere Johanna? Diejenige, die kleine Kinder hintrüge, damit sie vom Wasser und vom heiligen Geiste getauft würden, oder die, welche die Polizei ausschickte, um die Eltern zu zwingen, ihnen das gemeinste Rassengift, das wir

kennen, in die Adern zu spritzen? Diejenige, die ihnen die Geschichte vom Engel und der heiligen Maria erzählte, oder die, welche sie nach ihren Erfahrungen über den Ödipuskomplex ausfragte? Diejenige, der die Hostie als die Verkörperung der Tugend galt, die ihre Erlösung war, oder die, welche eine genaue und bequeme Regulierung ihrer Gesundheit und ihrer Wünsche erwartete durch eine wohlausgeklügelte Diät von Thyreoidextrakt, Adrenalin, Thymin, Pituitrin und Insulin, samt Stärkungsmittelchen und Hormonstimulation, nachdem zuerst das Blut sorgsam mit Gegengiften gegen alle möglichen Ansteckungen durch Einimpfung angesteckter Bakterien und Sera angesteckter Tiere und gegen Alterserscheinungen durch klinische Exstirpation der reproduzierenden Drüsenkanäle oder durch wöchentliche Dosen von Affendrüsen gekräftigt worden wäre?

Es ist ja wahr, daß hinter all diesen Quacksalbereien ein gewisser Grad echter, wissenschaftlicher Physiologie steckt. Aber steckte ein auch nur um ein Haar geringerer Grad echter Psychologie hinter der heiligen Katharina und dem Heiligen Geist? Und welches ist das gesündere Gemüt? Das Heiligengemüt oder das Affendrüsengemüt? Der heutige Ruf: „Zurück zum Mittelalter", der seit der präraffaelitischen Bewegung immer über uns brütet, bedeutet er nicht, daß es nicht mehr unsere Akademiegemälde sind, die unerträglich wirken, sondern unsere Leichtgläubigkeiten, die nicht die Entschuldigung haben, ein Aberglaube zu sein, unsere Grausamkeiten, die nicht die Entschuldigung der Barbarei, unsere Verfolgungen, die nicht die Entschuldigung religiösen Glaubens haben, unsere schamlose Substituierung von erfolgreichen Schwindlern und Schuften und Quacksalbern an die Stelle von Heiligen als Gegenstände der Verehrung und unsere Taubheit und Blindheit gegenüber den Rufen und Visionen der unerbittlichen Kraft, die uns geschaffen hat und uns zerstören wird, wenn wir sie mißachten? Johanna und

ihren Zeitgenossen müßten wir wie eine Herde von Gadarenaschweinen vorkommen, besessen von allen unreinen Geistern, die durch den Glauben und die Zivilisation des Mittelalters ausgetrieben wurden, gewaltsam auf abschüssiger Bahn hinunterstürzend in eine Hölle hochexplosiver Stoffe. Wenn wir unsere Zustände als die Richtschnur gesunden Menschenverstandes hinstellen und Johanna für verrückt erklären, weil sie nie so tief hinabgesunken war, bedeutet das nichts anderes, als den Beweis zu liefern, daß wir nicht nur verloren, sondern auch unerlösbar sind. Lassen wir darum ein für allemal den Unsinn fallen, als sei Johanna wahnsinnig gewesen, und nehmen wir sie für mindestens ebenso vernünftig wie Florence Nightingale, die auch einen höchst einfachen Götzendienst religiösen Glaubens mit einem so außerordentlichen Geiste verband, daß sie sich in fortwährendem Streit mit den medizinischen und militärischen Bonzen ihrer Zeit befand.

Fehlsprüche der Stimmen

Daß die Stimmen und Visionen illusorisch waren und ihre Weisheit das ausschließliche Eigentum Johannas war, kann man bei jenen Gelegenheiten feststellen, wo sie sie falsch unterrichteten. Zum Beispiel besonders während ihres Verhöres, als ihre Stimmen ihr versicherten, sie würde befreit werden. Hier schmeichelten Johanna ihre eigenen Hoffnungen, die keineswegs ganz unbegründet waren. Ihr Waffenbruder La Hire stand mit einer beträchtlichen Truppenmacht nicht sehr weit von ihr, und wenn die Armagnacs, wie die Partei der Jungfrau genannt wurde, sie wirklich hätten befreien wollen und etwas Johannas eigener Kraft Ebenbürtiges für das Unternehmen in die Wagschale geworfen hätten, dann hätten sie den Versuch mit ziemlich guten Aussichten für einen glücklichen Ausgang wagen können. Johanna begriff nicht, daß alle froh waren, sie loszuwerden, auch nicht, daß die Befreiung eines Gefangenen

aus den Händen der Kirche für einen mittelalterlichen Feldhauptmann oder selbst für einen mittelalterlichen König eine viel ernstere Aufgabe war, als die bloße physische Schwierigkeit des hierzu notwendigen militärischen Unternehmens es vermuten ließ. Im Hinblick auf ihre eigene Meinung darüber war ihre Erwartung einer Befreiung ganz vernünftig; deshalb hörte sie die heilige Frau Katharina ihr versichern, daß es geschehen würde, da das die Art und Weise war, wie sie etwas herausfand und sich in den Kopf setzte. Als es dann klar wurde, daß sie sich verrechnet hatte, als sie zum Scheiterhaufen geführt werden sollte und La Hire weder gegen die Tore von Rouen donnerte noch Warwicks Soldaten angriff, da warf sie die heilige Katharina sogleich über Bord und widerrief. Nichts konnte vernünftiger oder praktischer sein. Als sie aber entdeckte, daß sie durch ihren Widerruf außer lebenslänglicher Einkerkerung nichts gewonnen hatte, zog sie ihn zurück und wählte bei voller Überlegung und nachdrücklich statt dessen den Scheiterhaufen: eine Entschließung, die nicht nur die außerordentliche Entschlußkraft ihres Charakters, sondern auch einen Rationalismus bewies, der bis zur äußersten menschlichen Grenze des Prüfsteines, bis zum Selbstmord ging. Doch selbst in diesem Augenblicke verließen Johanna ihre Illusionen nicht, und sie erklärte, ihre Rückfälligkeit sei ihr von ihren Stimmen eingegeben worden.

Johanna, eine Galtonsche Seherin

Der allerskeptischeste wissenschaftliche Leser mag daher als eine auf der Hand liegende Tatsache hinnehmen, die keinerlei geistige Unvernunft in sich schließt, daß Johanna das war, was Francis Galton und andere moderne Erforscher der menschlichen Fähigkeiten eine Hellseherin nennen. Sie sah eingebildete Heilige, genau so wie manche Leute eingebildete Diagramme und Landschaften mit eingestreuten Zahlen

sehen und dadurch in der Lage sind, gedächtnismäßige und arithmetische Großtaten auszuführen, die für Nichtseher unmöglich sind. Hellseher werden das sofort begreifen. Nichtseher, die Galton niemals gelesen haben, werden verblüfft und ungläubig sein. Aber eine ganz kleine Umfrage unter ihren Bekannten wird ihnen die Enthüllung bringen, daß das geistige Auge mehr oder weniger eine Zauberlaterne ist, und daß die Straßen von normalen, vernünftigen Leuten voll sind, die alle möglichen Halluzinationen haben, die sie als ein normales, permanentes Zugehör aller menschlichen Wesen betrachten.

Johannas Männlichkeit und Kriegertum

Die andere Anormalität Johannas, die unter ungewöhnlichen Dingen zu gewöhnlich ist, um wirklich eine Eigentümlichkeit genannt zu werden, war ihre Leidenschaft für das Lanzknechttum und Männerleben. Ihr Vater versuchte es, sie ihr durch Drohungen auszutreiben. Er schwur, sie zu ertränken, wenn sie mit den Lanzknechten davonliefe, und ihren Brüdern gab er den Auftrag, sie in seiner Abwesenheit ins Wasser zu werfen. Diese abenteuerliche Übertreibung war offenbar nicht ernst gemeint. Sie ist wohl an ein Kind gerichtet gewesen, das jung genug war, sich vorzustellen, daß der Vater im Ernste spreche. Johanna muß also als Kind den Wunsch gehabt haben, davonzulaufen und ein Lanzknecht zu werden. Die schauerliche Aussicht, in die Meuse geworfen und durch einen schrecklichen Vater und große Brüder ertränkt zu werden, hielt sie in Ruhe, solange bis der Vater seine Schrecken verloren und die Brüder sich ihrer natürlichen Führerschaft ergeben hatten. Und zu diesem Zeitpunkt hatte sie Verstand genug, um zu wissen, daß das Leben der Männer und Soldaten nicht bloß darin bestand, von Hause wegzulaufen. Aber die Lust dazu verließ sie nie und war grundlegend für die Bestimmung ihrer Laufbahn.

Wenn irgend jemand Zweifel darüber hegt, möge er sich selbst fragen, warum ein Mädchen, dem vom Himmel eine besondere Mission an den Dauphin aufgetragen war — nämlich so wie Johanna ihren recht geschickten Plan zur Einrenkung der verzweifelten Lage des ungekrönten Königs sah —, nicht einfach als Mädchen in Frauenkleidern an den Hof hätte gehen und ihm ihren Ratschlag nach Weiberart hätte beibringen können, so wie andere Frauen mit ähnlichen Missionen zum verrückten Vater und zum weisen Großvater des Dauphins gekommen waren. Warum bestand sie darauf, Soldatenkleider, Schwert, Roß, Waffen und Ausrüstung zu bekommen, ihre Lanzknechteskorte als Kameraden zu behandeln, Seite an Seite mit ihnen auf demselben Boden zu schlafen, als gäbe es keinen Geschlechtsunterschied? Man mag vielleicht antworten, daß dies die sicherste Art war, durch ein Land zu reisen, das auf beiden Seiten von feindlichen Truppen und von Banden marodierender Deserteure heimgesucht war. Nur hat eine solche Antwort keinen Wert, weil sie sich ebensogut auf alle die Frauen bezieht, die zu jener Zeit in Frankreich reisten und nie davon träumten, anders denn als Weiber zu reisen. Aber selbst wenn wir das annehmen, wie reimt es sich mit der Tatsache zusammen, daß Johanna, als die Gefahr schon vorüber war und sie sich in weiblicher Tracht vollkommen sicher und offenbar mit mehr Schicklichkeit bei Hofe hätte zeigen können, sich in ihrer Männerkleidung präsentierte und, statt — wie seinerzeit Königin Viktoria im Kriegsministerium darauf drang, Roberts nach dem Transvaal zu schicken — Karl zu drängen, er möge D'Alençon, De Rais, La Hire und die andern alle zum Entsatze von Dunois nach Orleans schicken, darauf bestand, sich persönlich an die Spitze zu stellen und den Sturmangriff zu führen? Warum gab sie Vorstellungen ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung einer Lanze und ihrer Reitkunst? Warum ließ sie sich Waffen, Schlachtrosse und Männerkleider schenken und warum wies sie in jeder ihrer Hand-

lungen das konventionelle Wesen eines Weibes zurück? Auf alle diese Fragen gibt es nur die eine Antwort: daß sie zur Sorte jener Frauen gehörte, die das Leben eines Mannes führen wollen. Sie sind überall zu finden, wo es Armeen zu Lande oder Flotten zur See gibt. In Männerkleidung dienen sie, entgehen erstaunlich lange jeder Entdeckung und wissen sie bisweilen überhaupt zu vermeiden. Wenn sie in der Lage sind, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, dann werfen sie alle Heimlichkeit von sich. Wir haben Rosa Bonheur, die in Männerrock und Hosen malte, und George Sand, die das Leben eines Mannes führte und ihre Chopins und Mussets beinahe veranlaßt hätte, ihr zum Spaß ein Weiberleben zu führen. Wäre Johanna nicht eine dieser „unweiblichen Frauen" gewesen, sie hätte wohl schon viel früher heiliggesprochen werden können.

Aber es ist nicht notwendig, Hosen zu tragen und schwere Zigarren zu rauchen, um das Leben eines Mannes zu leben, ebensowenig wie es notwendig ist, Unterröcke zu tragen, um ein Frauendasein zu führen. Es gibt im bürgerlichen Leben eine ganze Menge von Frauen in Damenkleid und Korsett, die ihre eigenen Angelegenheiten und die anderer Leute einschließlich jener ihrer männlichen Verwandten erledigen und in ihrem Geschmack und ihren Zielen vollkommen männlich sind. Es hat immer solche Frauen gegeben, selbst in den Tagen der Königin Viktoria, als die Frauen noch weniger gesetzliche Rechte hatten als die Männer und als noch unsere modernen weiblichen Friedensrichter, Bürgermeister und Parlamentsmitglieder unbekannt waren. Im reaktionären Rußland unseres eigenen Jahrhunderts hat ein weiblicher Soldat ein richtiges Amazonenregiment organisiert, das nur deshalb vom Schauplatz verschwand, weil es reaktionär genug war, gegen die Revolution zu sein. Die Befreiung der Frauen vom Militärdienst ist nicht etwa auf irgendeine natürliche Nichteignung zurückzuführen, die bei Männern nicht in Betracht kommt, sondern auf die Tatsache, daß sich

Gemeinwesen ohne eine große Zahl von Weibern nicht ergänzen können. Männer sind weit eher entbehrlich und werden dementsprechend geopfert.

War Johanna eine Selbstmörderin?

Die geschilderten zwei Anormalitäten waren die einzigen, die Johanna unwiderstehlich beherrschten, und sie brachten sie auf den Scheiterhaufen. Sonst gab es nichts Eigentümliches an ihr als die Kraft und die Spannweite ihres Geistes und ihres Charakters und die Stärke ihrer Lebenskraft. Sie wurde selbstmörderischer Neigungen geziehen; und es ist Tatsache, daß sie sich einer ganz unvernünftigen Gefahr aussetzte, als sie bei dem Versuche, aus Schloß Beaurevoir zu entkommen, von einem Turm herabsprang, der, wie man sagt, sechzig Fuß hoch war — obgleich sie sich nach einer Fastenzeit von wenigen Tagen von der Erschütterung erholte, zog sie entschlossen den Tod einem Leben ohne Freiheit vor. In der Schlacht forderte sie den Tod heraus, genau so wie Wellington bei Waterloo und wie Nelson ihn oft und oft herausforderte, wenn er während seiner Schlachten auf der Kommandobrücke, angetan mit allen seinen Orden, in voller Herrlichkeit auf und ab ging. Da weder Nelson, noch Wellington, noch irgendeiner von denen, die verwegene Heldentaten ausgeführt und den Tod der Gefangenschaft vorgezogen haben, je der Selbstmordmanie geziehen worden sind, darf man auch Johanna in dieser Richtung nicht verdächtigen. In der Beaurevoirangelegenheit stand mehr als ihre Freiheit auf dem Spiel. Sie war verwirrt durch die Nachricht, daß Compiègne vor dem Falle stand, und davon überzeugt, daß sie es retten würde, wenn sie sich befreien könnte. Dennoch war ihr Sprung so gefährlich, daß sich ihr Gewissen dabei nicht ganz wohl fühlte. Und sie drückte das wie gewöhnlich auf die Weise aus, daß sie sagte, die heilige Katharina habe ihr verboten, ihn zu wagen, ihr aber nachträglich den Ungehorsam verziehen.

Wir können demnach Johanna als ein kluges, pfiffiges Landmädchen von außerordentlicher Geisteskraft und physischer Tapferkeit gelten lassen. Alles, was sie tat, war bis aufs letzte genau berechnet, und obwohl die Entwicklung der Dinge so schnell war, daß sie sich dessen kaum bewußt wurde und alles ihren Stimmen zuschrieb, war sie dennoch ein politisches und kein blind leidenschaftliches Weib. Im Kriege war sie ebensosehr Realist wie Napoleon: sie hatte sein Auge für die Artillerie und seine Kenntnis darüber, was sie zu leisten imstande war. Sie erwartete nicht, daß belagerte Städte auf den Stoß ihres Hornes gleich Jericho fallen würden, sondern paßte ganz wie Wellington ihre Angriffsmethoden den Besonderheiten der Verteidigung an; und sie kam der Napoleonischen Berechnung zuvor: „Wenn man nur lange genug aushält, wird der andere Kerl schon zu Kreuze kriechen." So wurde beispielsweise der letzte Sieg Johannas bei Orleans erst dann errungen, als ihr Kommandant Dunois am Ende eines entscheidungslosen Tages zum Rückzug geblasen hatte. Sie ist niemals auch nur einen Augenblick lang das gewesen, was so viele Roman- und Theaterschreiber aus ihr zu machen versuchten: eine romantische, junge Dame. Sie war die richtige Tochter ihrer Erde in ihrer bäuerischen Tatsachenreiterei und Hartnäckigkeit. Die Könige, die großen Lords und die Prälaten betrachtete Johanna ganz ohne götzendienerische Verehrung, aber auch ohne Überhebung. Auf den ersten Blick durchschaute sie alle und wußte sofort, wieviel ein jeder taugte. Sie hatte das ehrbare Bauerngefühl für den Wert öffentlichen Anstandes und mochte es nicht leiden, wenn man eine unanständige Sprache führte oder religiöse Vorschriften außer acht ließ oder wenn unanständige Frauenzimmer ihren Soldaten nachliefen. Sie hatte einen frommen Ausruf: „En nom Dè!" und einen bedeutungslosen Fluch: „Par mon martin!" und diesen Fluch durfte

schen Trilogie „Heinrich VI." betrachten, in der Johanna einer der führenden Charaktere ist. Diese Darstellung der Johanna ist nicht authentischer als die Schilderungen in den Londoner Zeitungen von George Washington im Jahre 1780, von Napoleon 1803, von dem deutschen Kronprinzen 1915 oder von Lenin 1917. Sie laufen auf pure Gemeinheiten hinaus. Wir gewinnen aus diesem Werke den Eindruck, daß der Schauspieldichter, der mit dem Versuch begonnen hatte, Johanna zu einer schönen und romantischen Heldin zu gestalten, durch seine empörte Schauspieltruppe jedoch darüber belehrt wurde, daß der englische Patriotismus eine sympathische Darstellung eines französischen Siegers über englische Truppen sich nicht gefallen ließe und daß sein Schauspiel nicht aufgeführt werden könnte, ehe er nicht unverzüglich alle die alten Beschuldigungen gegen Johanna — wonach sie eine Hexe und Hure gewesen sei — wieder aufgenommen und sie aller dieser Dinge für schuldig erklärt hätte. Wahrscheinlich oder nicht, das ist es, was sich wirklich zugetragen hat. Tatsächlich gibt es wohl nur noch eine andere Möglichkeit, die sympathische Darstellung der Johanna als Heldin zu erklären, deren Höhepunkt ihre beredte Ansprache an den Herzog von Burgund ist, der dann die schuftige Gemeinheit der Schlußszenen folgt. Diese andere Möglichkeit besteht in der Annahme, daß das Originalstück von Anfang bis zu Ende gemein war und daß Shakespeare die früheren Szenen aufgebessert hat. Da das Werk einem Zeitabschnitt angehört, in dem er erst mit seiner Praxis als Zurechtflicker alter Werke begonnen hatte, ehe noch sein eigener Stil völlig ausgebildet und gefestigt war, ist es unmöglich, diese Vermutung zu beweisen. Seine Hand ist nicht mit unfehlbarer Klarheit im Stück zu erkennen, das dürftig und in seiner Moral gemein ist. Aber vielleicht hat er versucht, es aus seiner grenzenlosen Infamie dadurch zu erlösen, daß er einen flüchtigen Schimmer auf die Gestalt der Jungfrau fallen ließ.

Wenn wir zwei Jahrhunderte überspringen und zu Schiller gelangen, finden wir die Jungfrau von Orleans in einem Hexenkessel tobender Romantik ertrunken. Schillers Johanna hat nicht einen einzigen Berührungspunkt mit der echten Johanna noch überhaupt mit irgendeinem sterblichen Weibe, das jemals auf Erden wandelte. Man kann wirklich nichts anderes über sein Stück sagen, als daß es gar nicht von Johanna handelt und auch schwerlich den Anspruch darauf erheben kann. Denn Schiller läßt sie auf dem Schlachtfelde sterben, weil er es nicht über sich bringt, sie verbrennen zu lassen. Vor Schiller kam noch Voltaire, der Homer in einem „La Pucelle" betitelten Spottepos parodierte. Es ist modern, das Werk mit tugendhafter Entrüstung als obszöne Schmähschrift abzutun, und ich kann es wirklich nicht gegen den Vorwurf übertriebener Unanständigkeit verteidigen. Aber sein Zweck war keine getreue Wiedergabe Johannas, sondern all das durch den Fluch der Lächerlichkeit umzubringen, was Voltaire mit Recht an den Einrichtungen und Moden seiner Zeit gehaßt hatte. Er machte Johanna zwar lächerlich, aber weder verächtlich noch unkeusch. Und da er auch Homer, den heiligen Petrus, den heiligen Denis und den wackeren Dunois lächerlich machte und auch die anderen Heldinnen des Dichtwerkes ganz gehörig unzüchtig schilderte, kann man sagen, daß er Johanna noch mit einem blauen Auge davonkommen ließ. Aber die persönlichen Abenteuer der einzelnen Personen sind wirklich so empörend und so homerisch bar jeden Anspruches und selbst jeder Möglichkeit historischer Wahrheit, daß diejenigen, die vorgaben, sie ernst zu nehmen, sich damit nur heuchlerisch zeigten. Samuel Butler hielt die Iliade für eine Travestie des griechischen Hurra-Patriotismus und der griechischen Religion, von einer Geisel oder einem Sklaven geschrieben, und „La Pucelle" läßt Butlers Theorie beinahe überzeugend erscheinen. Voltaire stellt Agnes Sorel, die Geliebte des Dauphin, der Johanna nie begegnet ist, als

ein Weib dar, das von verzehrender Leidenschaft für die züchtigste eheliche Treue erfüllt ist, deren Schicksal es aber war, ständig in die Hand ausschweifender Feinde zu fallen und durch sie die wildesten Stürme geschlechtlicher Brutalitäten zu erdulden. Die Kämpfe, in denen Johanna einen ungestüm fliegenden Esel reitet oder in denen sie — unvermutet ohne Kleider überrascht — Agnes mit ihrem Schwert verteidigt und den gegen sie Anstürmenden angemessene Verstümmelungen zufügt, mögen ohne weiteres belacht werden, was ja auch ihr Zweck ist. Denn kein vernünftiger Mensch kann sie für nüchterne Geschichte halten. Vielleicht wirkt die liederliche Ehrfurchtslosigkeit dieser Szenen heilsamer als die verherrlichende Sentimentalität Schillers. Voltaire hätte gewiß darauf verzichten sollen, Johannas Vater zu einem Priester zu machen; aber einmal dabei, zu „écraser l'infâme" (die französische Kirche), ließ er sich durch nichts hemmen.

Insoweit waren die literarischen Darstellungen der Jungfrau also legendenhaft. Aber die durch Quicherat im Jahre 1841 erfolgte Veröffentlichung der Berichte über ihr Verhör und ihre Rehabilitierung haben den Gegenstand auf eine neue Grundlage gestellt. Diese durchaus realistischen Dokumente haben ein lebhaftes Interesse an Johanna hervorgerufen, das Voltaires höhnenden Homeriaden und Schillers Romantik nicht beschieden war. Typische Erzeugnisse dieses Interesses in Amerika und England sind die Erzählungen über Johanna von Mark Twain und Andrew Lang. Mark Twain wurde durch Quicherat direkt zu einer ausgesprochenen Verehrung Johannas bekehrt. Späterhin reagierte ein anderer Mann von Genie, Anatole France, auf die Quicheratsche Woge der Begeisterung und schrieb eine Lebensbeschreibung Johannas, in der er ihre Ideen klerikalen Eingebungen und ihren militärischen Erfolg einer geschickten Verwendung ihrer Person „als Mascotte" durch Dunois zuschrieb — er leugnete, daß sie überhaupt ernsthafte militärische oder

politische Fähigkeiten gehabt habe. Darüber geriet nun Andrew aus dem Häuschen und begab sich auf den Kriegspfad nach dem Skalp Anatoles, indem er eine Konkurrenz-Lebensbeschreibung Johannas verfaßte, die als Richtigstellung der anderen gelten sollte. Lang konnte unschwer darauf hinweisen, daß Johannas Fähigkeit eine klare Tatsache und keine unnatürliche Fiktion gewesen sei, die man als eine von Priestern und Soldaten aufgebrachte Illusion ausmerzen könne.

Man hat es nicht schwer, erklärend darauf hinzuweisen, daß Anatole France ein Mann der Pariser Kunstwelt ist, in dessen Begriffswelt das geschickte, hartköpfige und grobhändige Weib trotz seiner Beherrschung des provinziellen Frankreichs und des geschäftlichen Paris sich nicht einfügen läßt, während Lang Schotte war, und jeder Schotte weiß, daß eine Stute höchstwahrscheinlich einem Hengste überlegen ist. Aber diese Erklärung überzeugt mich nicht. Ich kann nicht glauben, daß Anatole France nicht wissen sollte, was jeder weiß. Ich wollte, daß jeder alles wüßte, was er weiß. Man fühlt, daß in seinem Buche Antipathien am Werke sind. Er ist nicht antijohannisch; aber er ist antiklerikal, antimystisch und zuinnerst nicht imstande zu glauben, daß überhaupt eine solche Person wie die echte Johanna jemals existiert habe.

Mark Twains Johanna mit ihrem bis auf den Boden reichenden Kleide, mit so vielen Unterröcken ausgestattet wie Noahs Weib in einer Spielzeugarche, ist ein Versuch, Bayard mit Esther Summerson aus Bleak House zu einer tadellosen amerikanischen Schullehrerin in Waffen zu kombinieren. Wie Esther Summerson, macht auch sie ihren Schöpfer lächerlich und bleibt dabei doch als Werk eines genialen Mannes — trotz aller Verblendung ihres Schöpfers — eine glaubhafte menschliche Zimperliese. Es ist eher die Beschreibung als die Bewertung, die falsch ist. Andrew Lang und Mark Twain sind gleicherweise entschlossen, Johanna zu einer schönen und höchst damenhaften viktoria-

nischen Frau zu gestalten. Aber beide erkennen ihre Führerfähigkeit an, auf der sie bestehen, obgleich der schottische Gelehrte sich darüber weniger romantisch ausläßt als der Steuermann vom Mississippi. Freilich war Lang auf Grund einer lebenslangen beruflichen Gewohnheit eher ein Biographenkritiker als ein Biograph, während Mark Twain seine Biographie ganz einfach in Form eines Romanes geschrieben hat.

Protestantische Mißverständnisse über das Mittelalter

Dennoch war ihnen allen eine Schwäche gemeinsam. Um die Geschichte Johannas zu verstehen, genügt es nicht, ihren Charakter zu begreifen: man muß auch ihre Umwelt ebensogut verstehen. Johanna wäre, in das neunzehnte Jahrhundert versetzt, eine ebenso barocke Erscheinung, als wollte sie heute in ihrer Rüstung des fünfzehnten Jahrhunderts die Piccadillystraße entlang gehen. Um sie in der ihr angemessenen Perspektive zu sehen, muß man die Christenheit und die katholische Kirche, das heilige römische Reich und das Feudalsystem verstehen, so wie sie im Mittelalter bestanden und aufgefaßt wurden. Wenn du, lieber Leser, das Mittelalter mit den „finsteren Zeitläuften" verwechselst und die Gewohnheit hast, dich über deine Tante lustig zu machen, weil sie „mittelalterliche Kleider" trägt — während du jene meinst, die in den neunziger Jahren in Mode waren —, und wenn du vollauf überzeugt davon bist, daß die Welt gewaltige Fortschritte sowohl in moralischer als auch in mechanischer Hinsicht seit den Tagen Johannas gemacht hat, dann wirst du nie begreifen, warum Johanna verbrannt wurde, und noch viel weniger fühlen, daß du vielleicht selbst für ihre Verbrennung gestimmt hättest, wenn du ein Mitglied jenes Gerichtshofes gewesen wärest, der ihr den Prozeß machte. Und solange du das nicht fühlst, wirst du nichts Wesentliches über sie wissen.

Daß der Mississippimann an diesem Mißverständnis scheitern mußte, ist ganz natürlich; Mark Twain, der

Naivunschuldige im Auslande, der die wunderschönen Kirchen des Mittelalters ohne einen Pulsschlag der Ergriffenheit sah, der Autor von „Ein Yankee am Hofe des Königs Artus", worin die Helden und Heldinnen des mittelalterlichen Rittertums lächerliche Gestalten sind, gesehen mit den Augen eines Gassenjungen, war offenbar von allem Anfang an nicht kompetent. Andrew Lang war besser unterrichtet. Aber er ergötzte sich gleich Walter Scott an der Geschichte des Mittelalters wie an einer Reihe von kriegerischen Romanen, statt in ihr einen auf dem katholischen Glauben gegründeten Bericht hoher europäischer Zivilisation zu sehen. Beide waren protestantisch getauft und hatten durch ihren ganzen Studiengang wie durch den größten Teil ihrer Lektüre den Eindruck gewonnen, katholische Bischöfe, die Ketzer verbrannten, wären zu jeder Schurkerei fähige Verfolger; sämtliche Ketzer wären Albigenser oder Hussiten oder Juden oder Protestanten von erhabenstem Charakter und die Inquisition eine Schreckenskammer gewesen, die ausdrücklich und ausschließlich zu dem Zwecke erfunden wurde, solche Verbrennungen auszuführen. Infolgedessen finden wir auch, daß sie Peter Cauchon, den Bischof von Beauvais, den Richter, der Johanna auf den Scheiterhaufen brachte, als einen gewissenlosen Schurken darstellen und alle an sie gerichteten Fragen als „Fallen" bezeichnen, die gelegt wurden, um sie zu verwickeln und zu vernichten. Und sie nehmen ohne Zaudern an, die zwei oder drei Dutzend Domherren und Doctores juris oder theologiae, die Cauchon als Schöffen unterstützten, seien getreue Abbilder seiner selbst gewesen, nur auf etwas niedrigeren Sitzen und mit anderen Kopfbedeckungen.

Die verhältnismäßige Gerechtigkeit des Prozesses

Die Wahrheit ist, daß Cauchon wegen seiner Nachsicht gegen Johanna von den Engländern bedroht und angegriffen wurde. Ein neuer französischer Schriftsteller

leugnet, daß Johanna überhaupt verbrannt worden sei, und meint, Cauchon habe sie verschwinden lassen und etwas anderes oder jemand anderen an ihrer Stelle verbrannt und daß die spätere Pseudo-Johanna zu Orleans und anderswo keine Pseudo-Johanna, sondern die echte, authentische war. Er sei in der Lage, Cauchons projohannische Parteinahme zur Unterstützung seiner Ansicht zu zitieren. Soweit die Schöffen in Betracht kommen, besteht der Vorwurf, den man ihnen machen kann, nicht darin, daß sie eine Bande über einen Leisten geschlagener Schufte, sondern politische Parteigänger der Feinde Johannas gewesen sind. Dies ist ein schwerer Einwurf gegen alle Prozesse solcher Art; aber mangels neutraler Gerichtshöfe sind sie unvermeidlich. Eine Prozeßführung durch Johannas französische Parteigänger wäre ebenso ungerecht gewesen wie eine Prozeßführung durch ihre französischen Gegner; und ein zu gleichen Teilen gemischtes Tribunal wäre in große Verlegenheit geraten. Neuere Prozesse solcher Art, wie jener der Edith Cavell vor einem deutschen und jener des Roger Casement vor einem englischen Tribunal, waren den gleichen Anwürfen ausgesetzt. Aber sie wurden dennoch bis zur Todesstrafe geführt, weil neutrale Gerichtshöfe nicht zur Hand waren. Edith war, wie Johanna, eine Erzketzerin. Mitten im Kriege erklärte sie vor der ganzen Welt: „Patriotismus ist nicht alles." Sie hat Feinde gesund gepflegt und Gefangenen zur Flucht verholfen, wobei sie deutlich durchblicken ließ, daß sie jedem Flüchtling oder Verzweifelten helfen würde, ohne ihn zu fragen, auf wessen Seite er stünde, und vor Christus keinen Unterschied zwischen Tommy und Jerry und Pitou dem „Poilu" machen könne. Edith hätte sich wohl gerne das Mittelalter zurückgewünscht und fünfzig rechtsgelehrte oder dem Dienste Gottes geweihte Zivilisten zur Unterstützung zweier geschickter Richter gehabt, um ihren Fall nach dem katholischen Gesetze der Christenheit zu verhandeln und ihn in wochenlangen Sitzungen durchzusprechen. Die mo-

derne Militärinquisition war nicht so heikel. Die füsilierte sie kurzerhand. Und da ihre Landsleute darin eine gute Gelegenheit erblickten, dem Feinde für seine Unduldsamkeit eine Lektion zu erteilen, errichteten sie ihr eine Statue, hüteten sich aber wohl, auf den Sockel die Worte „Patriotismus ist nicht alles" zu setzen, für welche Unterlassung und Lüge, die sie ja in sich schließt, ihre Verteidiger die Intervention Ediths nötig haben werden, falls sie selbst vor Gericht geschleppt werden sollten und irgendeine himmlische Macht solche moralische Feiglinge für fähig hält, einer vernünftigen Anklage das Wort zu reden.

Der Punkt braucht nicht länger erörtert zu werden. Johanna wurde im wesentlichen wegen desselben Deliktes verfolgt, wegen dessen man sie heute verfolgen würde. Der Unterschied zwischen Verbrennen und Hängen oder Erschießen mag uns als ein Umschwung zum Besseren erscheinen. Der Unterschied zwischen einer sorgsamen Gerichtsverhandlung nach gewöhnlichem Recht und einem rücksichtslos summarischen Militärterrorismus mag uns als eine Änderung zum Schlechteren erscheinen. Aber soweit die Toleranz in Betracht kommt, hätte der Prozeß und die Hinrichtung zu Rouen im Jahre 1431 ein Ereignis der Jetztzeit sein können, und wir dürfen dementsprechend unser Gewissen belastet fühlen. Hätte man die Sache Johannas bei uns in London geführt, dann würde man sie nicht mit mehr Toleranz behandelt haben als Silvia Pankhurst oder die Gesundbeter oder die Eltern, die ihre Kinder der Volksschule fernhalten oder irgendwelche andere, die die Grenze überschreiten, die wir — ob nun mit Recht oder Unrecht — zwischen dem Erträglichen und Unerträglichen gezogen haben.

Johanna nicht als politische Missetäterin angeklagt

Übrigens war der Prozeß Johannas nicht, wie der Fall Casement, ein politischer Prozeß. Kirchliche Gerichts-

höfe und die Gerichtshöfe der Inquisition (Johanna wurde von einer Kombination dieser beiden abgeurteilt) waren christliche, das heißt internationale Gerichtshöfe. Man machte ihr den Prozeß nicht als einer Verräterin, sondern als einer Ketzerin, Gotteslästerin, Hexe und Götzendienerin. Die Verbrechen, die man ihr zur Last legte, waren weder politische Verbrechen gegen England noch gegen die Burgundische Partei in Frankreich, sondern gegen Gott und gegen die öffentliche Moral der Christenheit. Und wenn die Idee, die wir Nationalismus nennen, dem mittelalterlichen Begriffe von der christlichen Gesellschaft auch so fremd war, daß sie beinahe direkt belastend als eine neue Sorte von Ketzerei gegen Johanna hätte vorgebracht werden können, geschah dies dennoch nicht, und es wäre unvernünftig, wollte man annehmen, daß die politische Richtung einer Körperschaft von Franzosen, wie ihre Schöffen es waren, in dieser Hinsicht stark zugunsten der ausländischen Engländer gegen eine Französin, die sie besiegt hatte, vorgegangen wäre — selbst wenn die Engländer sich in Frankreich besonders angenehm gemacht hätten, während das Gegenteil der Fall war.

Das Tragische an dem Prozesse war, daß Johanna, wie die meisten, die nicht gerade um der einfachsten Übertretungen der zehn Gebote Gottes willen angeklagt werden, nicht begriff, wessen man sie beschuldigte. Sie glich weit mehr Mark Twain als Peter Cauchon. Ihre Anhänglichkeit an die Kirche unterschied sich wesentlich von jener des Bischofs und verträgt in der Tat keine nähere Untersuchung von diesem Standpunkte aus. Sie schwelgte in den Tröstungen, die die Kirche empfindsamen Seelen bietet. Beichte und Kommunion bedeuteten ihr Hochgenüsse, neben denen die gemeinen Sinnenfreuden bloßer Plunder waren. Ihre Gebete waren wundervolle Gespräche mit ihren drei Heiligen. Ihre Frömmigkeit schien dem formell pflichtgetreuen Volke, dem Religion nur ein Pflichtenpensum bedeutete, übermenschlich. Als ihr aber die Kirche

nicht ihre Lieblingshochgenüsse bot, sondern sie aufforderte, die kirchliche Auslegung des göttlichen Willens zu der ihren zu machen und ihre eigene preiszugeben, da wies sie diese Zumutung glatt zurück und verhehlte nicht, daß ihre Vorstellung von der katholischen Kirche eine Vorstellung mit der Päpstin Johanna als Papst war. Wie hätte das die Kirche ruhig dulden können, nachdem sie gerade Hus vernichtet und das Leben eines Wycliffe mit wachsendem Groll verfolgt hatte, der auch ihn auf den Scheiterhaufen gebracht hätte, wenn er nicht eines natürlichen Todes gestorben wäre, ehe sich der Grimm gegen ihn entlud? Weder Hus noch Wycliffe waren so often renitent wie Johanna. Beide waren Reformatoren der Kirche wie Luther. Johanna dagegen war gleich Frau Eddy vollkommen bereit, den heiligen Petrus als den Felsen, auf dem die Kirche gebaut war, seines Amtes zu entsetzen, und gleich Mahomed war sie stets mit einer privaten göttlichen Offenbarung bei der Hand, die jede Frage löste und sich jeder Gelegenheit anpaßte.

Die Ungeheuerlichkeit von Johannas Anmaßung wurde dadurch bewiesen, daß sie sich ihrer nicht bewußt war, was wir ihre Unschuld, ihre Feinde aber ihre Einfältigkeit nennen. Die Art und Weise, wie sie die ihr vorgelegten Probleme löste, schien auf dem einfachsten Menschenverstand zu beruhen, was auch meistens der Fall war. Daß sich ihr diese Lösungen durch ihre Stimmen offenbarten, war für sie bloß eine einfache Tatsache. Wie konnten schlichter Menschenverstand und einfache Tatsachen ihr als jenes greuliche Ding: Ketzerei, erscheinen? Wenn sich Konkurrenzprophetinnen auf dem Schauplatz zeigten, fiel sie gleich über sie her, nannte sie Lügnerinnen und Schwindlerinnen, aber sie hielt sie niemals für Ketzer. Sie befand sich gegenüber den Ansichten der Kirche im Stande unüberwindlicher Unwissenheit, und die Kirche konnte Johannas Anmaßungen nicht dulden, ohne entweder die eigene Macht aufzugeben oder ihr auf Lebenszeit und noch

im Backfischalter einen Platz neben der heiligen Dreifaltigkeit einzuräumen, was undenkbar war. So stieß eine unwiderstehliche Kraft auf ein unbewegliches Hindernis und entwickelte dadurch jene Gluthitze, welche die arme Johanna verzehrte.

Mark und Andrew hätten Johannas Schuldlosigkeit und ihr Schicksal geteilt, wenn man sie dem Inquisitionsverfahren unterzogen hätte: das ist der Grund, weshalb ihre Berichte über das Verhör so unsinnig sind, wie es die Johannas gewesen wären, wenn sie solche hätte schreiben können. Alles, was zugunsten ihrer Annahme, daß Cauchon ein gemeiner Schuft gewesen sei und die Fragen, die man ihr stellte, Fallen waren, erwähnt werden kann, ist die Tatsache, daß sie in den Untersuchungen eine Stütze findet, die Johanna fünfundzwanzig Jahre später rehabilitiert haben. Aber diese Rehabilitierung war genau so korrupt wie der gegenteilige Vorgang, den unsere Restaurationsreaktionäre auf Cromwell anwandten. Cauchon war ausgegraben und sein Leichnam in die Kloake geworfen worden. Nichts war einfacher, als ihn des Betruges anzuklagen und deswegen den ganzen Prozeß für hinfällig zu erklären. Das war es, was jedermann haben wollte, von Karl dem Siegreichen an, dessen Ansehen mit dem der Jungfrau verknüpft war, bis zur patriotisch-nationalistischen Bevölkerung, die Johannas Andenken vergötterte. Die Engländer waren fort, und ein Urteilsspruch zu ihren Gunsten wäre ein Anschlag auf den Thron und auf den Patriotismus gewesen, den Johanna ins Leben gerufen hatte.

Wir haben keinen von diesen überwältigenden Beweggründen politischer Bequemlichkeit und Popularität, die uns beeinflussen könnten. Für uns bleibt der erste Prozeß wirksam in Kraft. Die Rehabilitierung könnte außer acht gelassen werden, wenn sie nicht eine solche Menge ehrlicher Zeugnisse für den gewinnenden persönlichen Charakter Johannas erbracht hätte. Nun erhebt sich die Frage: Wie machte sich die Kirche von

dem Urteilsspruch des ersten Prozesses los, als sie Johanna fünfhundert Jahre später heiligsprach?

Die Kirche durch den Widerruf nicht bloßgestellt

Das ist einfach genug. In der katholischen Religion, weit mehr noch als in der Rechtswissenschaft, gibt es kein Unrecht ohne ein Gegenmittel. Sie unterwirft sich einem johannischen Privaturteil als solchem nicht, wohingegen die oberste Geltung des privaten Urteils für das Individuum die Quintessenz des Protestantismus ist. Nichtsdestoweniger findet sich ein Plätzchen für ein privates Urteil in excelsis durch das Zugeständnis, einem einzelnen Individuum könne durch göttliche Offenbarung die höchste Weisheit zuteil werden. Wenn genügende Beweise vorhanden sind, ist sie bereit, solch ein Individuum heiligzusprechen. So mag also, ob sich nun eine Offenbarung durch eine Erleuchtung des privaten Urteils oder durch die Worte einer in einer Vision erscheinenden himmlischen Persönlichkeit einstellt, ein Heiliger als eine Persönlichkeit von heldenhafter Tugend definiert werden, deren Privaturteil privilegiert ist. Eine Menge neuerungssüchtiger Heiliger, vor allen Franziskus und Klara, standen ihr Leben lang im Konflikt mit der Kirche und warfen sohin die Frage auf, ob sie Ketzer oder Heilige seien. Franziskus hätte vielleicht auf den Scheiterhaufen gelangen können, wenn er länger gelebt hätte. Es ist daher durchaus nicht unmöglich, daß jemand als Ketzer exkommuniziert und auf eine spätere Betrachtung hin heiliggesprochen wird. Exkommunikation durch ein provinziales Kirchengericht ist keine jener Handlungen, für die die Kirche Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt. Vielleicht tue ich gut daran, meine protestantischen Leser darüber aufzuklären, daß das berühmte Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes weitaus der bescheidenste Anspruch solcher Art ist, den es gibt. Mit unseren unfehlbaren Demokratien, unseren unfehlbaren ärztlichen Versammlungen, unseren un-

fehlbaren Astronomen, unseren unfehlbaren Richtern und unseren unfehlbaren Parlamenten verglichen, gesteht der Papst auf den Knien im Staube seine Unwissenheit vor dem Throne Gottes ein und stellt nur den einen Anspruch, daß in gewissen historischen Angelegenheiten, in welchen ihm offenbar mehr Auskunftsquellen offenstehen als irgendeinem anderen, seine Entscheidung als endgültig hingenommen werde. Die Kirche mag und wird vielleicht eines Tages Galilei heiligsprechen, ohne jene Unfehlbarkeit bloßzustellen, die sie für den Papst in Anspruch nimmt, freilich nicht ohne jene Unfehlbarkeit, die einfache Seelen für das Buch Josua in Anspruch nehmen, deren vernünftiger Glaube in wichtigeren Dingen sich mit einem ganz unvernünftigen Glauben an die Chronik von Josuas Feldzügen als eine Abhandlung über Physik verbindet. Darum wird die Kirche Galilei vorläufig noch nicht heiligsprechen, obschon sie Schlimmeres anrichten könnte. Aber sie war in der Lage, Johanna heiligzusprechen, ohne irgend etwas bloßzustellen. Sie zweifelte nie daran, daß die Sonne sich um die Erde drehte — hatte sie das doch zu oft gesehen.

Und doch geschah Johanna und dem Gewissen der Welt durch ihre Verbrennung ein großes Unrecht. „Tout comprendre c'est tout pardonner", des Teufels Sentimentalität vermag das nicht zu entschuldigen. Wenn wir zugegeben haben, daß das Tribunal nicht nur ehrenhaft und gesetzlich, sondern sogar außerordentlich barmherzig war, insoweit es Johanna die übliche Folter ersparte, als sie sich hartnäckig weigerte, den Eid zu leisten, und daß Cauchon viel mehr Selbstbeherrschung zeigte und viel gewissenhafter sowohl als Priester wie als Mann des Gesetzes war — weit mehr, als es sich irgendein englischer Richter jemals träumen lassen würde in einem politischen Falle, der seine Partei- und Klassenvorurteile berührt — so bleibt immer noch die menschliche Tatsache bestehen, daß die Verbrennung der Johanna von Arc ein Greuel war und

daß ein Historiker, der so etwas verteidigen wollte, fähig wäre, alles zu verteidigen. Die abschließende Kritik der physischen Seite des Falles ist in der Weigerung der Marquesas-Insulaner enthalten, sich davon überzeugen zu lassen, daß die Engländer Johanna nicht gefressen hätten. Warum, so fragen sie, sollte sich irgend jemand der Mühe unterziehen, ein menschliches Wesen zu braten, wenn nicht zu diesem Zwecke? Sie können nicht begreifen, daß darin ein Vergnügen gefunden werden könnte. Da wir für sie keine Antwort haben, die für uns nicht beschämend wäre, so lasset uns über unsere kompliziertere und anmaßendere Wildheit erröten, ehe wir fortfahren, die Sache weiter zu enträtseln und zu untersuchen, welche weiteren Lehren sie für uns enthält.

Moderne und mittelalterliche Grausamkeit

Wir müssen uns vor allem von der Vorstellung freimachen, daß die bloße physische Grausamkeit des Verbrennens irgendeine besondere Bedeutung habe. Johanna wurde genau so verbrannt, wie Dutzende weniger interessanter Ketzer zu ihren Zeiten verbrannt wurden. Als Christus gekreuzigt wurde, teilte er nur das Schicksal tausender vergessener Missetäter. Daran ist nichts Hervorstechendes an bloßer physischer Pein. Viel grauenhaftere Hinrichtungen als die Johannas sind verzeichnet worden, ganz zu schweigen von den Agonien des sogenannten natürlichen Todes in seiner schlimmsten Form.

Johanna wurde vor beinahe fünfhundert Jahren verbrannt. Mehr als dreihundert Jahre später — also bloß ungefähr hundert Jahre, bevor ich auf die Welt kam — wurde in Stephen's Green, in meiner Geburtsstadt Dublin, ein Weib wegen Falschmünzerei, die man als Hochverrat bezeichnete, verbrannt. In meinem Vorworte zu dem neuen Buch über Englische Gefängnisse unter den Lokalbehörden, von Sidney und Beatrice Webb habe ich erwähnt, daß ich als schon erwachsener

Mann Richard Wagner zwei Konzerte dirigieren sah, und daß Richard Wagner noch als junger Mann einen Volkshaufen vorbeistürmen sah, der nicht erwarten konnte, einen Soldaten aufs Rad flechten zu sehen, und zwar auf die grausamere der zwei für die Ausführung dieser abscheulichen Hinrichtungsart existierenden Methoden. Ebenso erwähnte ich, daß die Strafen des Hängens, Auszerrens und Vierteilens, unaussprechlich in ihren Details, erst seit kurzer Zeit abgeschafft, daß es noch lebende Menschen gibt, die dazu verurteilt worden sind. Wir prügeln noch immer Verbrecher und verlangen noch immer nach mehr Prügelstrafen. Nicht einmal die sensationellsten und schrecklichsten Grausamkeiten brächten über ihre Opfer jenes Elend, jene Erniedrigung und insbesondere jenes vollbewußte Vergeuden und Verlieren des Lebens, das man in unseren modernen Gefängnissen, namentlich in den musterhaften, erduldet, ohne, soweit ich sehen kann, mehr Gewissensbisse zu erregen als seinerzeit durch die Verbrennung von Ketzern im Mittelalter. Wir haben nicht einmal die Entschuldigung, unseren Gefängnissen irgendeinen Spaß abzugewinnen, wie das Mittelalter seinen Scheiterhaufen und Rädern und Galgen. Johanna selbst hat ihr Urteil darüber abgegeben, als sie zwischen dem Kerker und dem Scheiterhaufen zu wählen hatte und den Scheiterhaufen wählte. Dadurch hat sie auch der Kirche die Ausrede geraubt, sie sei unschuldig an ihrem Tode, der ja das Werk des weltlichen Armes war. Die Kirche hätte sich darauf beschränken sollen, sie zu exkommunizieren. Hier wäre sie in ihrem Rechte gewesen: Johanna hatte sich geweigert, die Autorität der Kirche anzuerkennen oder sich in ihre Bedingungen zu schikken. Die Kirche konnte in Wahrheit sagen: „Du bist keine von den unsrigen; gehe hin und suche dir die Religion, die dir paßt, oder gründe dir selbst eine!“ Die Kirche hatte kein Recht zu sagen: „Nun, da du widerrufen hast, darfst du zurückkehren in meinen Schoß, aber dein ganzes übriges Leben sollst du in einem Ker-

ker verbringen." Leider glaubte die Kirche nicht daran, daß es außer ihr selbst eine echte seelenrettende Religion geben könnte. Sie war korrupt bis ins Mark, wie alle Kirchen es immer waren und noch sind, durch primitiven „Calibanismus" (in Brownings Sinne) oder durch das Verlangen nach Versöhnung einer gefürchteten Gottheit durch Leiden und Opfer. Ihre Methode war nicht Grausamkeit um der Grausamkeit willen, aber Grausamkeit um des Seelenheiles Johannas willen. Johanna glaubte jedoch, das Heil ihrer Seele sei ihre eigene Angelegenheit, nicht aber die der „Gens d'Eglise". Durch die mißtrauische und verachtungsvolle Anwendung dieses Ausdruckes erklärte sich Johanna ihrem Kerne nach als so weitgehend antiklerikal wie Voltaire oder Anatole France. Hätte sie die Worte gesagt: „Auf den Kehrichthaufen mit der streitbaren Kirche und ihren schwarzröckigen Dienern, ich erkenne nur die triumphierende Kirche des Himmels an!" — sie hätte ihre Ansicht kaum deutlicher aussprechen können.

Katholischer Antiklerikalismus

Ich darf hier nicht unterlassen einzufügen, daß man nicht gleichzeitig Antiklerikaler und guter Katholik sein kann. Alle reformierenden Päpste waren gewaltige Antiklerikale, wahre Geißeln der Priesterschaft. Alle großen Orden ließen sich auf Unzufriedenheit mit den Priestern zurückführen: Der Orden der Franziskaner wandte sich gegen priesterliche Aufgeblasenheit, der Orden der Dominikaner gegen priesterliche Faulheit und Lauheit, der Orden der Jesuiten gegen priesterliche Apathie und Unwissenheit und Disziplinlosigkeit. Der bigotteste Anhänger der Ulsterorganisation oder Spießbürger der puritanischen Kirche — wie sie Henry Nevinson geschildert hat — ist ein reiner Gallio im Vergleich zu Machiavelli, der, obwohl kein Protestant, ein feuriger Antiklerikaler war. Jeder Katholik kann — und viele Katholiken tun das auch — jeden Priester für müßig-

gängerisch, betrunken, faul, liederlich und unwürdig der erhabenen Kirche und der Funktion eines Hirten ihrer Herden menschlicher Seelen verleumden. Aber zu sagen, die Seelen der Menschen gingen die Priesterschaft nichts an, heißt einen Schritt weiter, einen Schritt über den Rubikon hinausgehen. Johanna hat diesen Schritt tatsächlich unternommen.

Der Katholizismus noch nicht katholisch genug

Wir sind also gezwungen, wenn wir, wie wir wohl müssen, die Verbrennung Johannas als einen Fehler bezeichnen, den Katholizismus genügend zu erweitern, um sie in sein Patent einzuschließen. Unsere Kirchen müssen zugeben, daß keine offizielle Organisation sterblicher Menschen, deren Berufung nicht außerordentliche geistige Kräfte mit sich bringt — und das ist doch alles, was irgendeine streitbare Kirche angesichts der Geschichte und der Tatsachen beanspruchen könnte —, mit dem privaten Urteile genialer Persönlichkeiten Schritt zu halten vermag, es sei denn, daß durch einen seltenen Zufall das Genie Papst — und zwar ein außerordentlich herrschsüchtiger Papst — sei. Die Kirchen müssen Demut lernen, wie sie sie lehren. Die apostolische Nachfolge kann nicht gesichert oder durch das Auflegen der Hände beschränkt werden, dazu haben die feurigen Zungen zu oft aus Heiden und Ausgestoßenen geredet und es gesalbten Leuchten der Kirche überlassen, der Weltgeschichte als weltliche Schurken einen Skandal zu liefern. Wenn sich die streitbare Kirche so benimmt, als wäre sie schon die triumphierende Kirche, dann passieren ihr jene schauderhaften Schnitzer wie mit Johanna, Bruno, Galilei und den anderen allen, und das macht es Freidenkern so schwer, sich ihr anzuschließen. Eine Kirche, die keinen Raum für Freidenker hat, die das Freidenkertum nicht ermutigt, im vollen Glauben, daß der Gedanke, wenn er wirklich frei ist, durch sein eigenes Gesetz den Weg gehen muß,

der in den Schoß der Kirche führt, hat nicht nur keine Zukunft in der modernen Kultur, sondern offenbar auch kein Vertrauen zu der triftigen Wissenschaftlichkeit ihrer eigenen Dogmen und macht sich selbst des Ketzerglaubens schuldig, Theologie und Wissenschaft wären zwei verschiedene und entgegengesetzte Antriebe, Rivalen im Kampf um die menschliche Lehnspflicht.

Ich habe den Brief eines katholischen Priesters vor mir. Er schreibt: „In Ihrem Stücke sehe ich die dramatische Darstellung des Konfliktes der königlichen, priesterlichen und prophetischen Kräfte, zwischen denen Johanna zermalmt wurde. Für mich bedeutet das nicht den Sieg einer jener Kräfte über die andere, der den Frieden und die Herrschaft der Heiligen im Königreiche Gottes mit sich bringen würde, sondern ihre fruchtbare Wechselwirkung in einem kostspieligen aber edlen Spannungsverhältnis.“ Der Papst selbst könnte das nicht besser ausdrücken und ich auch nicht. Wir müssen das Spannungsverhältnis dulden und es in vornehmer Weise aufrechterhalten, ohne uns versuchen zu lassen, es zu lösen, indem wir den Lebensfaden verbrennen. Das ist die Lehre, welche die Kirche von Johanna empfing. Und die Formulierung dieser Lehre durch die Hand eines Priesters gibt mir den Mut zu behaupten, daß die Heiligsprechung Johannas eine wundervolle katholische Geste war, als Heiligsprechung einer protestantischen Heiligen durch die römische Kirche. Aber ihr besonderer Wert, ihre eigentliche Größe kann nicht erkannt werden, solange sie nicht als solche erkannt und begriffen wird. Wenn irgendein einfacher Priester, dem das ein zu kühnes Wort scheint, mir erklärt, so sei es nicht gemeint gewesen, dann werde ich ihn daran erinnern, daß die Kirche in den Händen Gottes, nicht aber — wie einfache Priester es sich vorstellen — Gott in den Händen der Kirche ruht. Wenn der Priester aber zu vertrauensselig über die Absichten Gottes Rede steht, mag man ihn fragen: „Bist du auf

den Grund des Meeres gekommen und in den Fußtapfen der Tiefe gewandelt? Oder hast du die Tiefen der Abgründe gemessen?"*) Und auch Johannas Antwort ist eine Antwort der Alten: „Und mag Er mich töten, ich will Ihm dennoch vertrauen; aber ich will vor Ihm auf meinem Wege verharren."

Das Gesetz der Veränderlichkeit ist das Gesetz Gottes

Als Johanna ihre eigenen Wege ging, behauptete sie auch, gleich Hiob, daß man nicht nur Gott und die Kirche berücksichtigen müsse, sondern auch das Wort, das Fleisch geworden ist: das heißt das den Durchschnitt überragende Individuum, das vielleicht das Leben in seiner höchsten tatsächlichen menschlichen Entwicklung und möglicherweise in seiner niedrigsten, nie aber in seinem bloß mathematischen Durchschnitt darstellt. Nun gibt es aber keine Vergöttlichung des demokratischen Durchschnittes in der Theorie der Kirche: sie ist eine anerkannte Hierarchie, in der die Glieder so lange gesiebt werden, bis am Ende dieses Prozesses ein Individuum zuhöchst als Statthalter Christi steht. Doch wenn man diesen Prozeß betrachtet, wird es klar, daß bei den nacheinanderfolgenden Schritten der Auslese und der Wahl, die Überlegenen durch die Minderwertigen gewählt werden (der Hauptfehler der Demokratie), mit dem Resultat, daß große Päpste ebenso selten und zufällig sind wie große Könige, und daß es manchmal für Anwärter des Thrones oder der Schlüssel verläßlicher gewesen ist, als hinfälliger Mummelgreis, denn als energischer Heiliger zu gelten. Im Grunde sind doch recht wenige Päpste heiliggesprochen worden — könnten es auch nicht werden —, ohne den durch die selbstgewählten Heiligen aufgestellten Heiligkeitsmaßstab tiefer herabzudrücken.

Ein anderes Resultat hätte vernünftigerweise nicht erwartet werden können, denn es ist nicht möglich, daß

*) Luther, Kap. XXXVIII, 16.

eine offizielle Organisation der geistigen Bedürfnisse von Millionen meist armer und unwissender Männer und Frauen sich in der Wahl ihrer Häupter erfolgreich mit der direkten Wahl des Heiligen Geistes, der mit unfehlbarer Zielsicherheit den einzelnen begnadet, sollte messen können. Auch vermag kein Kardinalskollegium erfolgreich die Erleuchtung seiner Wahl betend zu erlangen. Das selbsterkennende Gebet eines Minderwertigen mag der Wahl eines ihm Überlegenen gelten; aber es muß die unterbewußte Absicht seiner sich selbst verteidigenden Individualität sein, einen vertrauenswürdigen Diener seiner eigenen Zwecke zu finden. Die Heiligen und Propheten sind, wenn sie auch zuweilen diese oder jene offizielle Stellung oder Rangklasse einnehmen mögen, stets wirklich durch sich selbst Erwählte, wie Johanna. Und da weder die Kirche noch der Staat, infolge der irdischen Notwendigkeiten ihrer Beschaffenheit, auch nur die Anerkennung solch selbsterwählter Missionen garantieren kann, bleibt uns nichts anderes übrig, als es uns zum Ehrenstandpunkt zu machen, die Ketzerei bis zu ihrem äußersten, noch erträglichen Grade zu privilegieren — aus dem einfachen Grunde, weil jede Evolution in Gedanken und Taten zuerst als Ketzerei und böser Wandel erscheinen muß. Kurz, wenn auch jede Gesellschaft auf Intoleranz gegründet ist, so gründet sich doch jeder Fortschritt auf Toleranz oder auf die Anerkennung der Tatsache, daß das Gesetz der Entwicklung Ibsens Gesetz der Veränderlichkeit ist. Und da das Gesetz Gottes in jedem Sinne des Wortes, das jetzt eine Glaubensprobe gegen die Wissenschaft gebieten kann, ein Gesetz der Evolution ist, folgt daraus, daß Gottes Gesetz ein Gesetz der Veränderlichkeit ist und daß sich die Kirchen, wenn sie sich gegen die Veränderlichkeit als solche auflehnen, sich gegen das Gesetz Gottes auflehnen.

Als Abernethy, der berühmte Arzt, gefragt wurde, warum er selbst all jenen Gewohnheiten fröne, vor denen er seine Patienten als ungesund warnte, antwortete er, sein Amt sei das eines Wegweisers, der den Weg nach einem Platze zeige, ohne jedoch selbst mitzuwandern. Er hätte auch hinzufügen können, daß der Wegweiser weder den Wanderer an dieses Ziel treibe, noch ihn hindere, irgendeinen anderen Weg zu suchen. Leider zwingen unsere klerikalen Wegweiser den Wanderer stets, wenn sie die politische Macht dazu haben. Als die Kirche ebensowohl eine zeitliche als eine geistliche Macht war und noch lange nachher, insoweit sie die zeitliche Macht beherrschen oder beeinflussen konnte, erzwang sie eine Gleichförmigkeit durch Verfolgungen, die um so unbarmherziger gewesen sind, weil ihre Absichten ausgezeichnet waren. Heutzutage, wo der Arzt den Priester abgelöst hat und eigentlich infolge des blinden ihm geschenkten Vertrauens, welches auf das viel kritiksüchtigere Vertrauen zum Priester folgte, mit Parlament und Presse machen kann, was er will, ist der gesetzmäßige Zwang, Rezepte des Arztes, so giftig sie auch sein mögen, anzuerkennen, bis zu einem Grade ausgebildet, der die Inquisition und den Erzbischof Laud verblüfft hätte. Unsere Leichtgläubigkeit ist ärger als die des Mittelalters, weil der Priester kein so direktes pekuniäres Interesse an unseren Sünden hatte, wie es der Arzt an unseren Krankheiten hat. Er starb nicht Hungers, wenn in seiner Herde alles in Ordnung war, noch gedieh er, wenn sie zugrunde ging, wie das bei unseren privaten Geschäftsärzten der Fall ist. Auch glaubte der mittelalterliche Priester, daß ihm nach dem Tode irgend etwas äußerst Unerfreuliches zustoßen würde, wenn er skrupellos war, ein Glaube, der heutzutage unter jenen, die eine dogmatisch-materialistische Erziehung erhalten, eigentlich verlorengegangen ist. Unsere berufsmäßigen Vereinigun-

gen sind Arbeitervereine ohne Seele, die man verdammen könnte; und sie werden es sehr bald so weit treiben, uns daran zu erinnern, daß sie Leiber haben, denen man Fußtritte versetzen könnte. Der Vatikan war niemals seelenlos: schlimmstenfalls war er ein politisches Verschwörernest, um der Kirche zeitlich sowohl wie geistlich zur Vorherrschaft zu verhelfen. Darum ist auch die Frage, die durch Johannas Verbrennung auftaucht, noch immer eine brennende Frage, obwohl die damit verbundenen Strafen nicht so sensationell sind. Das ist der Grund, weshalb ich sie erörtere. Wäre sie bloß eine historische Merkwürdigkeit, dann würde ich die Zeit meiner Leser und meine eigene nicht fünf Minuten lang daran wenden.

Moderne und mittelalterliche Toleranz

Je gründlicher wir uns mit ihr befassen, desto schwieriger wird die Sache. Auf den ersten Blick hätten wir Lust zu wiederholen, daß man Johanna exkommunizieren und dann ihre eigenen Wege hätte gehen lassen sollen, obschon sie gegen einen so grausamen Raub an ihrer geistigen Nahrung gewaltig protestiert hätte, denn Beichte, Absolution und der Leib ihres Herrn waren für sie die wichtigsten Lebensbedingungen. Ein Geist wie der Johannas wäre vielleicht über diese Schwierigkeit, so wie die englische Staatskirche über die Bullen des Papstes Leo, dadurch hinweggekommen, daß sie sich eine eigene Kirche errichtet und beteuert hätte, sie sei der Tempel des rechten, ursprünglichen Glaubens, von dem ihre Verfolger abgeirrt seien. Aber da solch ein Vorgehen sowohl in den Augen der Kirche als auch in denen des Staates jener Zeit gleichbedeutend war mit einer Verbreitung der Verdammnis und Anarchie, schloß ihre Duldung einen schwereren Druck auf den Glauben an die Freiheit in sich, als es die politische und kirchliche Menschennatur ertragen konnte. Man hat leicht sagen, die Kirche hätte auf den behaupteten Ein-

tritt der bösen Resultate warten sollen, statt einfach vorauszusetzen, daß und in welcher Art sie eintreten würden. Das klingt einfach genug. Aber wenn ein modernes öffentliches Gesundheitsamt die Leute in Sanitätsangelegenheiten ganz ihrem eigenen Gutdünken überließe, indem es sagte: „Wir haben nichts mit Kanalisation oder mit euren Ansichten über Kanalisation zu tun; aber wenn ihr die Pocken oder den Typhus bekommt, werden wir euch anklagen und euch so wie die Behörden in Butlers ‚Erewhon' sehr streng bestrafen lassen" — dann würde es entweder der Bezirksirrenanstalt zugeteilt oder daran erinnert werden, daß die Vernachlässigung der Gesundheitspflege durch A das zwei Meilen entfernte Kind des B umbringen oder eine Epidemie erregen könnte, von der die allergewissenhaftesten Gesundheitsapostel hinweggerafft werden würden.

Wir müssen der Tatsache ins Auge blicken, daß die Gesellschaft auf Unduldsamkeit gegründet ist. Es gibt ganz offenkundige Fälle eines Mißbrauches der Unduldsamkeit, aber sie sind für unser eigenes Zeitalter genau so kennzeichnend wie für das Mittelalter. Das typische moderne Beispiel ist die Zwangsimpfung, die das ersetzt, was eigentlich die Zwangstaufe war. Aber der Zwang zur Impfung wird als eine rohe, unwissenschaftliche und unheilbringende gesundheitswidrige Quacksalberei durchaus nicht deshalb angegriffen, weil wir es als ein Unrecht betrachten, die Leute zu zwingen, ihre Kinder vor Krankheiten zu schützen. Seine Gegner möchten die Impfung zu einem Verbrechen stempeln und werden wahrscheinlich Erfolg damit haben. Weder die Pasteurianer noch ihre Gegner, die Sanitarianer, würden es den Eltern freistellen, ihre Kinder nackt aufzuziehen, obgleich auch diese Methode einige plausible Fürsprecher hat. Wir mögen über Duldsamkeit schwatzen, soviel wir wollen. Die Gesellschaft muß stets irgendwo eine Grenze ziehen zwischen einem erlaubten Vorgehen und Irrsinn oder Verbrechen — unbekümmert um die Gefahr, etwa Weise als Toll-

häusler und Erlöser als Gotteslästerer zu behandeln. Wir müssen verfolgen, selbst bis zum Tode; und alles, was wir tun können, die Gefahr der Verfolgung zu vermindern, besteht erstlich darin, sehr behutsam bezüglich dessen zu sein, was wir verfolgen, und zweitens darin, dessen eingedenk zu bleiben, daß, wenn es keine großzügige Freiheit gibt, die bei konventionellen Menschen Anstoß erregt und kein wohlunterrichtetes Gefühl für den Wert der Originalität, der Individualität und der Exzentrizität, das Resultat ein offenkundiger Stillstand wäre, der eine Unterdrückung der evolutionären Kräfte verhüllen würde, die schließlich mit riesiger und vielleicht sogar zerstörender Gewalt losbrechen werden.

Die Veränderlichkeit der Toleranz

Der zu irgendeinem Zeitpunkt erreichbare Grad der Toleranz hängt von dem Drucke ab, unter dem die Gesellschaft ihr Gefüge aufrechterhält. Im Kriege zum Beispiel unterdrücken wir die Evangelien und kerkern die Quäker ein, legen den Zeitungen einen Maulkorb an und machen ein ernstes Vergehen daraus, wenn einer zur Nachtzeit ein Licht anzündet. Unter dem Drucke des feindlichen Einfalls schlug die französische Regierung im Jahre 1792 viertausend Menschen den Kopf ab, meistens aus Gründen, die in Zeiten eines geordneten Friedens keine Regierung auch nur zur Chloroformierung eines Hundes veranlaßt hätten. Im Jahre 1920 metzelte und brandschatzte die britische Regierung in Irland, um die Anwälte eines verfassungsmäßigen Umschwunges zu verfolgen, den sie bald darauf selbst durchführen mußte. Späterhin taten die Fascisten in Italien alles, was die Schwarz-Gelben in Irland getan hatten, nur mit einigen grotesk-wilden Variationen — dies unter dem Drucke eines ungeschickten Versuches einer industriellen Revolution durch Sozialisten —, die den Sozialismus sogar noch weniger verstanden, als Kapitalisten den Kapitalismus verstehen.

In den Vereinigten Staaten fand unter dem Eindruck des panischen Schreckens, der durch die russisch-bolschewistische Revolution vom Jahre 1917 ausgebrochen war, eine unglaublich wilde Verfolgung von Russen statt. Diese Beispiele ließen sich leicht vervielfachen; doch genügen sie, um zu zeigen, daß es zwischen einem Maximum an duldsamer Toleranz und einer unbarmherzigen intoleranten Schreckensherrschaft eine Wage gibt, auf welcher die Toleranz ständig steigt oder fällt, und daß das neunzehnte Jahrhundert nicht den mindesten Grund zu der selbstgefälligen Überzeugung hatte, es wäre toleranter als das fünfzehnte, oder daß in unseren sogenannten erleuchteteren Zeiten sich solch ein Vorfall, wie die Hinrichtung der Johanna, unmöglich ereignen könnte. Tausende von Frauen, deren jede tausendmal ungefährlicher und weniger schreckhaft für unsere Regierung waren, als es Johanna für die Regierung ihrer Zeit gewesen ist, sind in den letzten zehn Jahren hingemetzelt, in den Hungertod getrieben, durch Feuer von Haus und Hof vertrieben worden, und was der Verfolgungen und der Schreckensherrschaften noch mehr waren — dies alles im Verlaufe von Kreuzzügen, die weit tyrannisch-anmaßender waren als die mittelalterlichen Kreuzzüge, die nichts Übertriebeneres zum Zwecke hatten, als die Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Sarazenen. Die Inquisition und ihr englisches Äquivalent, die Sternkammer, sind nicht mehr, in dem Sinne, daß ihre Namen nicht mehr angewendet werden. Aber kann irgendein moderner Ersatz für die Inquisition: die Sondergerichtshöfe und Ausnahmskommissionen, die Strafexpeditionen, die Aufhebungen der Habeas-Korpusakte, die Proklamation des Standrechtes und der kleinen Belagerungszustände und was es noch sonst alles gibt, behaupten, daß den Opfern ein so gerechter Prozeß, eine so wohl erwogene Sammlung von Gesetzen zur Führung ihres Falles oder ein so gewissenhafter Richter, der auf der strengen Gesetzmäßigkeit des Vorgehens be-

stand, zuteil wird, wie es Johanna von seiten der Inquisition und des Geistes des Mittelalters sogar zu einer Zeit beschieden war, als ihr Land unter dem schwersten Drucke der Fremdherrschaft und des Bürgerkrieges seufzte? Wir hätten ihr weder einen Prozeß noch ein Gesetz zugebilligt, außer dem Kriegsrecht, das alle anderen Gesetze aufhebt; und als Richter hätte sie im besten Falle einen verärgerten Major und im schlimmsten Falle einen promovierten Advokaten in Hermelin und Scharlach gehabt, dem die Skrupel eines geübten Kirchenmannes, wie Cauchon, lächerlich und nicht „gentlemanlike" erschienen wären.

Der Streit zwischen Genie und Disziplin

Nachdem wir uns auf diese Weise die Sache klargemacht haben, wollen wir einmal die besonderen Merkmale von Johannas geistiger Verfassung betrachten, die sie so unlenksam gemacht haben. Was soll man einerseits mit Herrschern anfangen, die für ihre Befehle keine Gründe angeben wollen, und andererseits mit Leuten, die die Gründe, die man ihnen angibt, nicht verstehen können? Die Leitung der Welt, der politischen, der industriellen und der häuslichen, besteht hauptsächlich im Empfangen von Befehlen und im Gehorsam und genau unter solchen Bedingungen. „Widersprich nicht — tu, was man dir sagt" — das muß man nicht nur Kindern und Soldaten, sondern eigentlich jedermann sagen. Glücklicherweise wollen die meisten gar nicht widersprechen. Sie sind nur zu froh, der Mühe des eigenen Nachdenkens enthoben zu werden. Und die fähigsten und unabhängigsten Denker sind damit zufrieden, wenn sie ihr eigenes Spezialfach verstehen. Auf anderen Fachgebieten werden sie ohne Zaudern die Weisungen eines Polizisten oder den Rat eines Schneiders verlangen und befolgen, ohne Erklärungen zu fordern oder zu wünschen. Nichtsdestoweniger muß ein Befehl begründet sein, wenn man ihm Autorität verleihen will. Ein Kind

wird seinen Eltern, ein Soldat seinem Offizier, ein Philosoph einem Gepäckträger und ein Arbeiter dem Werkführer gehorchen — alle ohne zu fragen —, weil allgemein angenommen wird, daß die, welche Befehle erteilen, genau wissen, worum es sich dreht und ordnungsgemäß ermächtigt und sogar verpflichtet sind, sie zu erteilen. Man gehorcht auch deshalb widerspruchslos, weil in den praktischen Ereignissen des täglichen Lebens keine Zeit für Belehrungen und Erklärungen oder für Erörterungen ihrer Wichtigkeit bleibt. Ein solcher Gehorsam ist für die ununterbrochene Wirksamkeit unseres sozialen Systems ebenso notwendig wie die Umdrehung der Erde für die Zeitenfolge von Nacht und Tag. Aber er ist nicht so spontan, wie es den Anschein hat. Er muß recht sorgsam ins Werk gesetzt und aufrechterhalten werden. Ein Bischof wird sich vor einem Könige beugen und ihm gehorchen. Aber ein Pfarrer sollte es nur einmal wagen, einem Bischof einen Befehl zu erteilen — wie notwendig und vernünftig er auch sein mag —, und der Bischof wird sein geistliches Kleid vergessen und die Unverschämtheit des Pfarrers verfluchen. Je gehorsamer jemand der beglaubigten Autorität gegenüber ist, desto eifersüchtiger wacht er darüber, daß es sich keine unbefugte Persönlichkeit einfallen lasse, mit ihm herumzukommandieren.

Das alles bedenke man und sehe sich daraufhin die Laufbahn Johannas an. Sie war ein Landmädchen, eine Herrscherin über Schafe und Schweine, Hunde und Hühner und bis zu einem gewissen Grade über die gedungenen Knechte ihres Vaters, wenn er welche hatte, aber über niemanden sonst auf Erden. Außerhalb ihres Bauernhofes besaß sie keine Macht, kein Prestige, keinen Anspruch auf die geringste Ehrerbietung. Dennoch teilte sie nach allen Seiten Befehle aus, von ihrem Onkel angefangen bis zum Könige, dem Erzbischof und dem Generalstab. Ihr Onkel gehorchte ihr wie ein Lämmchen und führte sie auf das Schloß des Ortsbefehlshabers, der sich geltend zu machen versuchte, als er sah, daß

auch mit ihm herumkommandiert wurde, doch er gab bald klein bei und gehorchte. Und so fort, bis zum Könige, wie wir gesehen haben. Das wäre auch dann ganz unerträglich aufreizend gewesen, wenn ihre Befehle die vernünftigen Lösungen der verzweifelten Schwierigkeiten, in denen sich Johannas soziale Vorgesetzte damals gerade befanden, herbeigeführt hätten. Aber so wurden sie nicht dargeboten. Sie wurden nicht einmal als der Ausdruck von Johannas eigensinnigem Willen gegeben. Es hieß nie: „Ich befehle es", sondern stets: „Also spricht Gott!"

Johanna als Theokratin

Führer, die dieses Verfahren einschlagen, haben mit manchen Menschen keinerlei Mühe, mit anderen wieder Plackerei ohne Ende. Sie brauchen nie einen lauwarmen Empfang zu befürchten. Entweder sind sie Sendboten Gottes oder gotteslästerliche Betrüger. Im Mittelalter verstärkte der allgemeine Glaube an Zauberei diesen Gegensatz gewaltig, weil, wenn sich ein scheinbares Wunder ereignete — wie im Falle der Drehung des Windes bei Orleans —, dies für die Gläubigen der Beweis einer göttlichen Mission, für die Skeptiker aber der Beweis eines Paktes mit dem Teufel war. Die ganze Zeit über mußte sich Johanna auf diejenigen verlassen, die in ihr einen fleischgewordenen Engel sahen, gegenüber denjenigen, die mit ihrem tiefen Abscheu vor ihrer Anmaßung einen bigotten Schauder vor ihr als Hexe verbanden. Zu diesem Schauder müssen wir die arge Empörung jener hinzurechnen, die nicht an ihre Stimmen glaubten und in ihr eine Lügnerin und Betrügerin sahen. Man kann sich schwer etwas Aufreizenderes für einen Staatsmann oder einen militärischen Kommandanten oder einen Günstling bei Hofe vorstellen, als alle Augenblicke niedergestimmt zu werden oder das Ohr des herrschenden Souveräns zu verlieren durch die Schuld eines unverschämten jungen Empor-

kömmlings, der sich auf die Leichtgläubigkeit des Pöbels und die Eitelkeit und Torheit eines unreifen Prinzen stützt, indem er ein paar jener glücklichen Zufälle ausnützt, die bei unkritischen Leuten als Wunder hingehen. Nicht nur wurden der Neid, die Protzerei und der wetteifernde Ehrgeiz der niedrigeren Naturen durch Johannas Erfolge verbittert, sondern auch jene, die ihr freundlich gesinnt, aber gescheit genug waren, ihrer Fähigkeit kritisch mit einem ganz vernünftigen Mißtrauen und Skeptizismus gegenüberzustehen, der sich auf eine unparteiliche Beobachtung ihrer offenkundigen Unwissenheit und Verwegenheit gründete, arbeiteten gegen sie. Und da sie all diesen Kundgebungen und Kritiken nicht mit Beweismitteln oder mit Überredung entgegentrat, sondern mit einer glatten Berufung auf die Autorität Gottes und mit dem Anspruch, die ganz spezielle Vertraute Gottes zu sein, muß sie allen, die nicht von ihr betört wurden, so unerträglich erschienen sein, daß nichts als eine ununterbrochene Kette überwältigender Erfolge auf militärischem und politischem Gebiete sie vor der Wut hätte bewahren können, die sie schließlich auch vernichtet hat.

Ein ununterbrochener Erfolg ist wesentlich in der Theokratie

Um solch eine ununterbrochene Kette zu schmieden, hätte Johanna König, Erzbischof von Reims, Bastard von Orleans und sie selbst noch obendrein sein müssen, und das war unmöglich. Von dem Augenblick an, wo es ihr nicht gelang, Karl dazu aufzustacheln, seiner Krönung einen Vorstoß auf Paris folgen zu lassen, war sie verloren. Die Tatsache, daß Johanna darauf bestand, während der König und die anderen feige und töricht glaubten, sie könnten den Herzog von Burgund bestechen und sich mit ihm gegen die Engländer verbinden, machte sie ihnen zu einem fürchterlichen Ärgernis. Von diesem Zeitpunkt an konnte sie nichts anderes

tun, als die Schlachtfelder durchstreifen und auf irgendeinen glücklichen Zufall warten, um die Feldhauptleute in ein großes Unternehmen hineinzuhetzen. Doch es war der Feind, dem der Zufall zu Hilfe kam. Sie wurde durch die Burgunder im Gefechte vor Compiègne gefangengenommen und entdeckte sofort, daß sie in der politischen Welt nicht einen einzigen Freund besaß. Wäre Johanna davongekommen, dann hätte sie vielleicht weitergefochten, bis die Engländer vertrieben gewesen wären und sie dann den Staub des Hofes von den Füßen hätte schütteln können, um nach Domremy heimzukehren, wie Garibaldi nach Caprera heimkehren mußte.

Moderne Verdrehungen der Geschichte Johannas

Dies ist, glaube ich, alles, was wir gegenwärtig über die prosaische Karriere Johannas sagen dürfen. Der Roman ihres Aufstieges, die Tragödie ihrer Hinrichtung und die Komödie der Versuche der Nachwelt, diese Hinrichtung wieder gutzumachen, sind Sache meines Theaterstückes, nicht aber meines Vorwortes, das sich darauf beschränken muß, ein nüchterner Aufsatz über die Tatsachen zu sein. Daß ein starkes Verlangen nach einem solchen Essay vorliegt, kann durch die Prüfung einiger unserer maßgebenden Nachschlagewerke festgestellt werden. Sie geben die Tatsachen über den Besuch in Vaucouleurs, die Verkündigung an Karl in Chinon, die Aufhebung der Belagerung von Orleans und die darauffolgenden Schlachten, die Krönung zu Reims, die Gefangennahme bei Compiègne und die Gerichtsverhandlung und Hinrichtung in Rouen samt ihren Daten und den Namen der in Betracht kommenden Menschen mit befriedigender Genauigkeit an; aber sie leiden alle Schiffbruch an der melodramatischen Legende vom bösen Bischof und der in die Falle gelockten Jungfrau. Es wäre viel weniger irreführend, wenn die Bücher hinsichtlich der Tatsachen unrichtig und hinsichtlich ihrer Betrachtung der Tatsachen richtig wären.

Wie der Fall nun einmal liegt, beleuchten sie die viel zu wenig gewürdigte Wahrheit, daß die Mode des Denkens sich wie die Mode der Kleidung ändert und daß es schwer, wo nicht unmöglich für die meisten ist, anders zu denken als nach der Mode ihrer eigenen Epoche.

Die Geschichte ist immer veraltet

Übrigens ist dies der Grund, warum man die Kinder nie Gegenwartsgeschichte lehrt. Ihre Geschichtsbücher handeln von Zeiten, deren Denkweise aus der Mode gekommen ist und deren Verhältnisse keinen Bezug mehr auf das Gegenwartsleben haben. Auf solche Art gibt man Kindern beispielsweise Geschichtsunterricht über Washington und erzählt ihnen Lügen über Lenin. Zu Washingtons Zeiten erzählte man ihnen über Washington Lügen — und zwar dieselben Lügen — und lehrte sie die Geschichte Cromwells. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erzählte man ihnen Lügen über Johanna; und so dürfte man ihnen füglich nun die Wahrheit über sie erzählen. Leider hörten die Lügen nicht auf, als die politischen Verhältnisse veraltet wurden. Die Reformation, die Johanna unbewußt vorweggenommen hatte, ließ die Fragen, die ihr Fall aufwarf, bis auf unsere Tage in brennender Schwebe — man kann jetzt noch eine ganze Menge niedergebrannter Häuser in Irland sehen — und dies mit dem Resultate, daß Johanna der Gegenstand antiklerikaler Lügen, spezifisch protestantischer Lügen, und römisch-katholischer Ausflüchte über ihren unbewußten Protestantismus geblieben ist. Die Wahrheit steckt in unserer Kehle samt all den Tunken, mit denen sie kredenzt wird: wir werden sie nie hinunterkriegen, solange wir sie nicht ohne jede Tunke schlucken.

Die wahre Johanna nicht wunderbar genug für uns

Doch selbst in seiner Einfachheit ist der Glaube, den Johanna beanspruchte, von einer Art, die das anti-

metaphysische Temperament der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts, das in England und Amerika am Ruder bleibt und in Frankreich eine Tyrannei ausübt, verachtungsvoll ablehnt. Wir schlagen nicht gerade in das Gegenteil um wie die Zeitgenossen Johannas, die vor ihr zurückwichen als vor einer Hexe, die sich dem Teufel verschrieben hat, weil wir weder an den Teufel glauben noch an die Möglichkeit, mit ihm Handelsverträge abzuschließen. So ungeheuer groß unsere Leichtgläubigkeit auch ist, ist sie doch nicht grenzenlos, und unser Vorrat davon wird vollkommen aufgebraucht, durch unsere Medien, Hellseher, Handlinienleser, Tafelschreiber, christlichen Wissenschaftler, Psychoanalytiker, Wahrsager aus der Elektronenvibration, Therapeuten aller Schulen, der protokollierten und der nichtprotokollierten; Astrologen, Astronomen, die uns erzählen, daß die Sonne nahezu hundert Millionen Meilen weit entfernt sei und daß Betelgeuse zehnmal so groß sei als das ganze Universum. Physiker, die das Gegengewicht dazu darin finden, die unglaubliche Kleinheit des Atoms zu beschreiben, gleichen darin einer ganzen Menge anderer Wundererzähler, deren Leichtgläubigkeit das Mittelalter in ein Aufbrüllen skeptischer Lustigkeit aufgelöst hätte. Im Mittelalter glaubten die Menschen, die Erde sei flach, wofür sie wenigstens den Nachweis ihrer Sinne hatten: wir glauben, daß sie rund ist. Nicht etwa weil auch nur ein Prozent von uns die physikalischen Gründe für einen so eigentümlichen Glauben angeben könnte, sondern weil uns die moderne Wissenschaft davon überzeugt hat, daß nichts auf der Hand Liegendes wahr und daß alles, was zauberhaft, unwahrscheinlich, außergewöhnlich, riesenhaft, mikroskopisch, herzlos oder empörend ist, wissenschaftlich sei.

Man darf mir deshalb nicht zumuten, daß ich die Erde für eine Fläche halte oder damit sagen wolle, daß alle Objekte unserer verblüffenden Leichtgläubigkeit Täuschung oder Betrug seien. Ich verteidige bloß mein

eigenes Zeitalter gegen den Vorwurf, es wäre weniger einbildungsfähig als das Mittelalter. Ich behaupte, daß das neunzehnte und noch mehr das zwanzigste Jahrhundert in punkto Empfänglichkeit für Wunder und Heilige und Propheten und Zauberer und Ungetüme und Feenmärchen aller Arten das fünfzehnte Jahrhundert in den Sack stecken kann.

Das Verhältnis der Wunder zu den sofort glaubwürdigen Feststellungen in der letzten Ausgabe der Encyclopaedia Britannica ist unvergleichlich größer als in der Bibel. Die mittelalterlichen Doktoren der Theologie, die sich nicht herausnahmen zu entscheiden, wie viele Engel auf einer Nadelspitze tanzen könnten, schneiden — soweit romantische Leichtgläubigkeit in Betracht kommt — recht übel ab gegenüber den modernen Physikern, die auf ein Billionstel Millimeter jede Bewegung und jede Stellung im Tanze der Elektronen festgestellt haben. Nicht um die Welt möchte ich die präzise Genauigkeit dieser Berechnungen oder die Existenz von Elektronen — was immer sie auch sein mögen — in Frage stellen. Das Schicksal Johannas ist für mich eine Warnung vor solcher Ketzerei. Aber warum sich Leute, die an Elektronen glauben, für weniger abergläubisch halten sollten als solche, die an Engel glaubten, das leuchtet mir nicht ein. Wenn sie sich weigern, gleich den Schöffen von Rouen im Jahre 1431, zu glauben, daß Johanna eine Hexe war, ist dies nicht darauf zurückzuführen, daß diese Erklärung zu wunderbar, sondern darauf, daß sie nicht wunderbar genug ist.

Die bühnenmäßigen Grenzen historischer Darstellung

Hinsichtlich der Geschichte des Dramas „Die heilige Johanna" verweise ich den Leser auf das Stück, das folgt. Es enthält alles, was man über sie wissen muß. Doch da es für die Bühne bestimmt ist, mußte ich eine Serie von Ereignissen in dreieinhalb Stunden pressen, die in ihrer historischen Geschehnisfolge über viermal so viele Monate verstreut waren; denn das Theater ver-

langt eine Einheit von Zeit und Ort, von der die Natur in ihrer grenzenlosen Verschwendungssucht nichts weiß. Der Leser darf deshalb nicht etwa annehmen, daß Johanna wirklich Robert von Baudricourt innerhalb fünfzehn Minuten in die Tasche gesteckt habe, noch daß ihre Exkommunikation, ihr Widerruf, ihr neuerlicher Abfall und ihr Tod auf dem Scheiterhaufen eine Sache von etwa einer halben Stunde gewesen sei. Auch behaupte ich von meiner Dramatisierung der Zeitgenossen Johannas nicht mehr, als daß darunter einige wahrscheinlich etwas mehr ihren Originalen ähneln als jene phantastischen Porträts all der Päpste vom heiligen Petrus angefangen bis ins Mittelalter hinein, die noch immer ernsthaft in den Uffizien zu Florenz ausgestellt sind — oder wenigstens ausgestellt waren, als ich das letztemal dort war. Mein Dunois könnte ebensogut für den Herzog von Alençon gelten. Beide hinterließen so ähnliche Beschreibungen Johannas, daß — da man ja immer unbewußt sich selbst schildert, wenn man irgendeinen anderen schildert — ich daraus folgerte, diese beiden gutmütigen jungen Leute wären einander innerlich sehr ähnlich gewesen. Ich habe sie deshalb in eine einzige Gestalt zusammengezogen und dadurch dem Theaterdirektor eine Gage und eine Rüstung erspart. Das Antlitz Dunois' — noch immer zu Chateaudun zu sehen — ist eine suggestive Unterstützung. Doch weiß ich in Wirklichkeit über diese Leute und ihren Kreis nicht mehr, als Shakespeare über Falconbridge und den Herzog von Österreich oder über Macbeth und Macduff gewußt hat. Angesichts der Taten, die sie in der Geschichte ausgeführt und nun wieder in meinem Drama auszuführen haben, kann ich nichts anderes für sie tun, als — nach der Art Shakespeares — zu ihnen passende Charaktere erfinden.

Eine Lücke im Elisabethinischen Drama

Einen Vorteil habe ich immerhin vor den Elisabethinern voraus. Ich schreibe in voller Erkenntnis des

Mittelalters, das, wie man sagen kann, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wieder entdeckt wurde, nachdem es etwa vierhundertfünfzig Jahre lang ausgelöscht war. Die Renaissance der antiken Literatur und Kunst des sechzehnten Jahrhunderts und das kräftige Anwachsen des Kapitalismus haben zusammen das Mittelalter begraben, und seine Auferstehung bedeutet eine zweite Renaissance. Nun lebt aber kein Hauch mittelalterlicher Atmosphäre in Shakespeares geschichtlichen Dramen. Sein Johann von Gaunt mutet wie eine Studie über das Altertum Drakes*) an. Obgleich durch Familientradition Katholik, sind alle seine Gestalten durchaus protestantisch, individualistisch, skeptisch, auf sich selbst gestellt in allem außer in ihren Liebesangelegenheiten und auch in diesen völlig persönlich und selbstsüchtig. Seine Könige sind keine Staatsmänner, seine Kardinäle haben keine Religion. Ein Neuling kann seine Stücke von einem Ende bis zum andern durchlesen, ohne darauf zu kommen, daß die Welt schließlich und endlich eher durch Kräfte regiert wird, die sich in epochalen Religionen und Gesetzen ausdrücken, als durch ganz gewöhnliche, ehrgeizige Individuen, die Prügeleien veranstalten. „Die Gottheit, die unsere Zwecke formt, wie wir sie auch entwerfen" wird fatalistisch und wird nur erwähnt, um sofort wieder vergessen zu werden, wie ein entschwindender, leerer Begriff. In den Augen von Shakespeare wie in denen Mark Twains wäre Cauchon ein Tyrann und ein Eisenfresser, nicht aber ein Katholik und der Inquisitor Lemaître ein Sadist, nicht aber ein Mann des Gesetzes gewesen. Warwick hätte nicht größere feudale Eigenschaften gehabt als sein Nachfolger, der Königsmacher im Schauspiel „Heinrich VI.". Wir würden sie alle völlig überzeugt gesehen haben, daß sie — wenn sie nur ihrem eigenen Ich treu wären — dann auch gegen niemanden anderen falsch sein könnten. Eine Weisung, die

*) Ein berühmter Seefahrer.

die Reaktion gegen das Mittelalter in der kräftigsten Form darstellt, als wären sie Luftgebilde ohne öffentliche Verantwortlichkeiten irgendwelcher Art. Alle Shakespeareschen Gestalten sind so beschaffen: das ist auch der Grund, warum sie unserem Mittelstande, der auf anderer Leute Kosten bequem und unverantwortlich ist und sich dieses Zustandes, dessen er sich nicht bewußt wird, auch nicht schämt, so natürlich erscheinen. Die Natur verabscheut dieses Vakuum bei Shakespeare. Und ich habe dafür gesorgt, daß die mittelalterliche Atmosphäre frei durch mein Stück weht. Diejenigen, die es aufführen sehen, werden das verblüffende Ereignis, das es darstellt, nicht für einen bloßen persönlichen Zufall halten. Sie werden nicht nur die sichtbaren menschlichen Puppen vor sich sehen, sondern auch die Kirche, die Inquisition, das Feudalsystem — und wie die göttliche Eingebung immer wieder an die zu unelastischen Grenzen anstoßen muß — alle erschrekkender in ihrer dramatischen Kraft als irgendeine der kleinen, menschlichen Gestalten, die in Rüstungen herumrasseln oder schweigsam in der Kutte und Kapuze des Dominikanerordens vorbeigleiten.

Tragödie, kein Melodrama

Es gibt keine Intriganten in meinem Drama. Verbrechen und Krankheit sind uninteressant: nur etwas, was durch allgemeine Zustimmung beseitigt werden sollte, das ist alles, was darüber gesagt zu werden braucht. Wir werden nur von jenen Taten wirklich berührt, die Menschen aus ihren besten Empfindungen heraus in guter Absicht begehen, und von solchen, die normale Männer und Frauen gegen ihren Willen tun müssen und auch tun werden. Der schurkische Bischof und der grausame Inquisitor Mark Twains und Andrew Langs sind so albern wie die Taschendiebe und drücken Johanna auf das Niveau der noch uninteressanteren Person herab, die bestohlen wird. Ich habe beide als fähige und

beredsame Vertreter der streitbaren und streitsüchtigen Kirche dargestellt, weil ich mein Drama nur so auf dem Niveau der hohen Tragödie erhalten und davor bewahren konnte, zu einer bloßen Polizeigerichts-Sensation zu werden. Ein Intrigant kann im Drama nie etwas anderes sein als ein diabolus ex machina — vielleicht ein aufregenderes Hilfsmittel als ein deus ex machina —, aber beide sind in gleicher Weise mechanisch und daher nur als Mechanismen interessant. Ich wiederhole: Nur das Tun der alltäglichen, schuldlosen Menschen geht uns an; und wäre Johanna nicht durch alltägliche schuldlose Menschen in der Energie ihrer Rechtlichkeit verbrannt worden, so hätte ihr Tod durch deren Hände nicht mehr Bedeutung als das Erdbeben in Tokio, bei welchem eine große Menge von Jungfrauen in den Flammen zugrunde ging. Es ist die Tragödie solcher Mordtaten, daß sie nicht durch Mörder vollbracht werden. Es sind gerichtliche Mordtaten, fromme Mordtaten, und dieser Widerspruch bringt zugleich ein komödienhaftes Element in die Tragödie: die Engel weinen vielleicht über den Mord, aber die Götter lachen über die Mörder.

Die unvermeidlichen Schmeicheleien der Tragödie

Hierin finden wir denn auch einen Grund dafür, warum mein Drama über den Lebenslauf der heiligen Johanna, obwohl es dessen wesentliche Wahrheit enthält, kein exaktes Bild untergeordneter Tatsachen gibt. Es zeigt sich — obgleich es fast niemals ausgesprochen wird —, daß die alten Jeanne d'Arc-Melodramen, die alles auf einen Konflikt des Bösewichts mit dem Helden oder in Johannas Fall des Bösewichts mit der Heldin hinauslaufen ließen, nicht bloß die Pointe ganz und gar verfehlt, sondern auch die Charaktere dadurch gefälscht haben, daß sie aus Cauchon einen Schurken, aus Johanna eine Primadonna und aus Dunois einen Liebhaber machten. Wer aber eine erhabene Tragödie oder

Komödie schreibt und auf die innerlichst erfaßbare Wahrheit abzielt, sieht sich gezwungen, Cauchon fast so sehr zu schmeicheln, wie ihn der Melodramatiker verunglimpft. Obschon nichts gegen Cauchon vorzubringen ist — soviel ich wenigstens weiß —, was ihn der mala fides oder ungewöhnlicher Strenge angeklagtenfeindlicher, polizeifreundlicher, überheblicher und dünkelhafter Veranlagung, wie wir sie heutzutage bei unseren Gerichtshöfen als selbstverständlich voraussetzen, in seiner richterlichen Beziehung zu Johanna überführen könnte, gibt es dennoch andererseits kaum Beweise dafür, wonach man ihn als völlig gefeit gegen die Leidenschaften der weltlichen Sachlage unter die großen Leuchten der katholischen Kirche einordnen könnte. Auch der Inquisitor Lemaître erscheint nach den spärlichen Nachforschungen, die heute noch über ihn angestellt werden können, nicht als ein ganz so fähiger Beherrscher seiner Aufgabe und des ihm vorliegenden Falles, wie ich ihn hingestellt habe. Aber es ist Sache der Bühne, sich ihre Figuren glaubwürdiger zu gestalten, als sie es im wirklichen Leben wären; denn auf keine andere Weise können sie dem Publikum verständlich gemacht werden. Und in diesem Fall haben Cauchon und Lemaître nicht bloß sich selbst verständlich zu machen, sondern auch die Kirche und die Inquisition, so wie Warwick das Feudalsystem verständlich machen muß; und so haben alle drei miteinander die Aufgabe, einem Auditorium des zwanzigsten Jahrhunderts eine Epoche zum Bewußtsein zu bringen, die von seiner eigenen grundverschieden ist. Offenbar hätten das die echten Cauchon und Lemaître und Warwick nicht zuwege gebracht: sie waren selbst ein Teil des Mittelalters und daher so ahnungslos über dessen Eigenart wie über die Atomformel der Luft, die sie atmeten. Aber das Stück wäre unverständlich, hätte ich die Genannten nicht mit einem genügenden Maße dieser Erkenntnis versehen und es ihnen so ermöglicht, dem zwanzigsten Jahrhundert ihre Haltung zu erklären. Ich

DIE HEILIGE JOHANNA

PERSONEN:

Johanna
Der Dauphin (später Karl VII. von Frankreich)
Dunois, Bastard von Orleans
Richard von Beauchamp, Graf von Warwick, englischer Feldherr
La Trémouille, Marschall von Frankreich
Hauptmann La Hire
Robert von Baudricourt, Schloßhauptmann
Bertrand von Poulengey
Gilles de Rais, Blaubart
Herzogin von Trémouille
Der Erzbischof von Reims
Peter Cauchon, Bischof von Beauvais
Kaplan von Stogumber
Der Inquisitor
Bruder Martin Ladvenu
D'Estivet, Domherr
Courcelles, Domherr von Paris
Ein Schloßverwalter
Der Scharfrichter
Ein englischer Soldat
Ein Herr aus dem Jahre 1920
Drei Edelknaben
Höflinge, Mönche, Soldaten, Henkersknechte

Ort der Handlung: Frankreich
Zeit: Die Jahre 1429, 1431 und 1456

ERSTE SZENE

Ein schöner Frühlingsmorgen des Jahres 1429 an der Meuse zwischen Lothringen und der Champagne im Schlosse von Vaucouleurs. Hauptmann Robert von Baudricourt, ein militärischer, schöner, physisch energischer Junker, aber ohne eigenen Willen, verbirgt diesen Mangel dadurch, daß er seinen Verwalter, einen getretenen Wurm, der karg beleibt und spärlich behaart ist und ebensogut 18 wie 25 Jahre alt sein könnte, da er zu jener Art von Menschen gehört, deren Jugend nicht welken kann, weil sie nie geblüht hat, in entsetzlicher Weise brutalisiert. Die beiden befinden sich in einem sonnigen steinernen Zimmer im ersten Stock des Schlosses.

Der Hauptmann, der an einem einfachen starken Eichentisch in einem dazu passenden Stuhle sitzt, zeigt sein linkes Profil. Der Verwalter steht auf der anderen Seite des Tisches ihm gegenüber, wenn eine so flehentliche Stellung wie die seinige „stehen" genannt werden kann. Das mit Pfosten versehene Fenster aus dem 13. Jahrhundert hinter ihm ist offen, und in dessen Nähe in der Ecke erhebt sich ein Türmchen mit einem schmalbogigen Torweg, der zu einer Wendeltreppe führt, die in den Hofraum mündet. Unter dem Tisch befindet sich ein starker vierfüßiger Schemel und unter dem Fenster eine hölzerne Kiste.

Robert. Keine Eier? Keine Eier?! Donnerwetter, Mensch, was soll das heißen? Keine Eier?!

Verwalter. Herr, es ist nicht meine Schuld, es ist das Werk Gottes.

Robert. Blasphemie! Du sagst mir, daß keine Eier da seien, und du machst deinen Schöpfer dafür verantwortlich!

Verwalter. Was kann ich tun? Ich kann keine Eier legen!

Robert sarkastisch: Ah! Du machst dich darüber lustig.

Verwalter. Nein, gnädiger Herr, weiß Gott nicht. Wir müssen alle auf die Eier verzichten, ebenso wie Euer Gnaden, die Hennen wollen nicht legen.

Robert. So! *Erhebt sich.* Nun pass' einmal auf.

Verwalter demütig: Ja, gnädiger Herr!

Robert. Was bin ich?

Verwalter. Was Ihr seid, gnädiger Herr?

Robert geht auf ihn los: Ja. Was bin ich? Bin ich Robert, Ritter von Baudricourt und Befehlshaber dieses Schlosses von Vaucouleurs, oder bin ich ein Kuhtreiber?

Verwalter. Ach, Herr, hier seid Ihr ein größerer Mann als der König selber.

Robert. Richtig. Und weißt du auch, was du bist?

Verwalter. Ich bin niemand, wenn ich davon absehe, daß ich die Ehre habe, Euer Verwalter zu sein.

Robert drängt ihn an die Wand, jedes Wort betonend: Du hast nicht nur die Ehre, mein Verwalter, sondern auch den Vorzug, der schlechteste, unfähigste, blödeste Verwalter in ganz Frankreich zu sein.

Verwalter drückt sich an die Kiste: Ja, einem großen Manne Euresgleichen muß ich diesen Eindruck machen.

Robert dreht sich um: Das ist vermutlich meine Schuld, he?

Verwalter geht abbittend auf ihn zu: Ach, gnädiger Herr, warum verdreht Ihr immer meine unschuldigsten Worte?

Robert, Ich will dir den Hals verdrehen, wenn du dich unterstehst, mir auf die Frage, wie viele Eier da sind, zu antworten, daß du keine legen kannst.

Verwalter protestierend: Ach, gnädiger Herr, gnädiger Herr!

Robert. Nein, nicht „gnädiger Herr! Ach, gnädiger Herr!", sondern: Nein, Herr, nein, Herr! Meine drei Berberhennen und die eine schwarze sind die besten Leghennen in der ganzen Champagne. Und da kommst du her und erzählst mir, daß es keine Eier gibt! Wer hat sie gestohlen? Sag' mir das, sonst jag' ich dich mit Fußtritten zum Schloß hinaus, als Lügner und Verkäufer meiner Habe an Diebe. Gestern gab es auch zu wenig Milch, vergiß das nicht.

Verwalter verzweifelt: Ich weiß es; ich weiß es nur zu gut. Es gibt keine Milch, es gibt keine Eier, morgen wird es gar nichts mehr geben

Robert. Gar nichts mehr! Du hast die Absicht, alles zu stehlen, he?

Verwalter. Nein, gnädiger Herr, niemand wird etwas stehlen, aber es liegt ein Fluch auf uns, wir sind verhext.

Robert. Diese Geschichte ist mir zu dumm. Robert von Baudricourt verbrennt Hexen und hängt Diebe. Geh. Du wirst mir bis mittag hierher in dieses Zimmer vier Dutzend Eier und zwei Gallonen Milch bringen, sonst erbarme Gott sich deiner Knochen. Ich werde dich lehren, mich zum Narren zu halten. *Er setzt sich, als ob die Sache zu Ende wäre.*

Verwalter. Ich sage Euch, gnädiger Herr, es gibt keine Eier. Es wird keine geben, auch wenn Ihr mich dafür totschlagt, — nicht — solang die Jungfrau vor dem Tor steht.

Robert. Die Jungfrau! Was für eine Jungfrau? Wovon schwätzest du?

Verwalter. Das Mädchen aus Lothringen, aus Domremy.

Robert erhebt sich wütend: Dreißigtausend Donner! Fünfzigtausend Teufel! Soll das etwa heißen, daß dieses Mädchen noch immer da ist? Dieses Mädchen, das vor zwei Tagen die Unverschämtheit hatte, mich sprechen zu wollen, und das ich dir befahl zu ihrem Vater heimzuschicken, mit dem Rat, er solle es tüchtig durchprügeln.

Verwalter. Ich hab' ihr gesagt, daß sie gehen soll. Sie will aber nicht.

Robert. Ich habe dir nicht befohlen, ihr zu sagen, daß sie weggehen soll; ich habe dir befohlen, sie hinauszuwerfen. Fünfzig Bewaffnete und ein Dutzend kräftiger Diener stehen dir zu Gebote, um meine Befehle auszuführen. Fürchten die sich auch vor ihr?

Verwalter. Sie ist so resolut.

Robert packt ihn beim Kragen: Resolut! Da, schau' her. Ich werde dich die Treppe hinunterwerfen.

Verwalter. Nein, gnädiger Herr, bitte nicht.

Robert. Nun, dann halte mich dadurch davon ab, daß du resolut wirst. Es ist doch ganz leicht: jedes wehrlose Mädchen kriegt es fertig.

Verwalter hängt schlaff in seinen Armen: Gnädiger Herr, gnädiger Herr, Ihr könnt doch die nicht dadurch loswerden, daß Ihr mich hinauswerft. *Robert muß ihn fallen lassen. Der Verwalter kauert kniend auf dem Boden und betrachtet in sein Schicksal ergeben seinen Herrn.* Nun seht Ihr, gnädiger Herr, daß Ihr resoluter seid, als ich es bin. Aber die ist auch so.

Robert. Ich bin stärker als du, du dummer Kerl.

Verwalter. Nein, gnädiger Herr, nicht Eure Kraft macht es, sondern Euer starker Wille. Sie ist schwächer als wir, sie ist nur ein schmächtiges, junges Mädchen, aber wir können sie nicht zwingen, fortzugehen.

Robert. Ihr feige Bande! Ihr habt Angst vor ihr.

Verwalter sieht ängstlich auf: Nein, gnädiger Herr, Angst haben wir vor Euch — aber sie erfüllt uns mit Mut. Sie scheint wahrhaftig vor nichts Angst zu haben. Vielleicht könnt Ihr sie einschüchtern, Herr!

Robert grimmig: Vielleicht! Wo ist sie augenblicklich?

Verwalter. Drunten im Hof. Sie spricht mit den Soldaten wie gewöhnlich. Sie spricht immer mit den Soldaten, außer wenn sie betet.

Robert. Beten? Ha! Du glaubst, daß sie betet, du Dummkopf? Ich kenne die Art Mädchen, die immer mit Soldaten sprechen. Sie soll gleich einmal mit mir sprechen. *Er geht ans Fenster und schreit zornig hinab:* Heda, du dort!

Die Stimme eines Mädchens, hell, stark und rauh: Meint Ihr mich, Herr?

Robert. Ja, dich.

Mädchen. Seid Ihr der Hauptmann?

Robert. Der Teufel hole deine Unverschämtheit. Komm hier herauf. *Zu den Soldaten im Hof:* Zeigt ihr den Weg und stoßt sie herauf. Schnell! *Er verläßt das Fenster und kehrt auf seinen Platz an den Tisch zurück, wo er sich wie ein Friedensrichter niederläßt.*

Verwalter flüstert: Sie will selbst Soldat werden. Sie will, daß man ihr Soldatenkleider gibt, eine Rüstung

und ein Schwert. Meiner Treu! *Er stiehlt sich hinter den Rücken Roberts.*

Johanna erscheint unter dem Torbogen. Sie ist ein gutgewachsenes Landmädchen von 17 bis 18 Jahren, anständig in einem einfachen roten Kleid mit einem ungewöhnlichen Antlitz: sie hat weit auseinanderliegende, etwas vorstehende Augen, wie dies bei sehr phantasievollen Menschen oft vorkommt, eine lange, schöngeschwungene Nase mit weitgeöffneten Nasenflügeln, eine kurze Oberlippe, einen entschlossenen üppigen Mund und ein hübsches streitsüchtiges Kinn. Sie geht eifrig an den Tisch, entzückt, endlich bis zu Baudricourt vorgedrungen zu sein, und voll Hoffnung bezüglich des Ergebnisses. Sein finsteres Aussehen hält sie nicht zurück, noch erschreckt es sie im geringsten. Ihre Stimme hat gewöhnlich einen herzlich einschmeichelnden Klang; es ist eine sehr zuversichtliche, sehr zärtliche Stimme, der man ungemein schwer widerstehen kann.

Johanna macht einen Knicks: Edler Herr Hauptmann. Ihr sollt mir ein Pferd, eine Rüstung und ein paar Soldaten geben und mich zum Dauphin schicken. Das sind die Befehle meines Herrn an Euch.

Robert. Befehle deines Herrn? Wer zum Teufel mag dein Herr wohl sein? Kehre zu ihm zurück und sage ihm, daß ich weder ein Herzog noch ein Reichsbaron in seinen Diensten bin. Ich bin Ritter von Baudricourt und empfange außer von meinem König keinerlei Befehle.

Johanna beruhigend: Ja, Herr Ritter. Das ist ganz in Ordnung. Mein Herr ist der König des Himmels.

Robert. Meiner Treu, das Mädel ist verrückt — *Zum Verwalter:* Warum hast du mir das nicht gesagt, du Dummkopf?

Verwalter. Herr, kränkt sie nicht, gebt ihr, was sie verlangt.

Johanna ungeduldig, aber freundlich: Alle sagen, daß ich verrückt bin, bis ich zu ihnen spreche, Herr Ritter. Aber seht, es ist Gottes Wille, daß Ihr das tut, was er mir in den Sinn gelegt hat.

Robert. Es ist Gottes Wille, daß ich dich heimschicke zu deinem Vater mit dem Auftrage, dich hinter Schloß

und Riegel zu setzen und dir die Tollheit auszuprügeln. Was hast du darauf zu sagen?

Johanna. Ihr glaubt, daß Ihr das tun wollt, Herr Ritter, aber Ihr werdet erfahren, daß alles ganz anders kommt. Ihr sagtet auch, daß Ihr mich nicht empfangen wolltet, aber ich bin dennoch hier.

Verwalter bittend: Ja, gnädiger Herr! Seht Ihr, gnädiger Herr!

Robert. Halt's Maul!

Verwalter unterwürfig: Ja, gnädiger Herr.

Robert zu Johanna, mit einer ihn schmerzenden Unsicherheit: Du wirst also anmaßend, weil ich dich empfange, wie?

Johanna süß: Ja, Herr Ritter!

Robert fühlt, daß er irgendwie Boden verloren hat, stemmt seine zwei Fäuste auf den Tisch und kehrt seine Brust in imponierender Weise heraus, um eine unwillkommene und nur zu vertraute Empfindung zu unterdrücken: Hör' mich jetzt an. Ich werde dir meinen Standpunkt klarmachen.

Johanna emsig: Ich bitte darum, Herr! Das Pferd wird sechzehn Franken kosten. Das ist viel Geld, aber ich kann's bei der Rüstung sparen. Ich kann die Rüstung eines Soldaten finden, die mir gut genug passen wird. Ich bin sehr abgehärtet und brauche keine herrliche Rüstung, wie die Eure, die mir nach Maß gemacht ist. Ich werde nicht viel Soldaten nötig haben. Der Dauphin wird mir alles zur Verfügung stellen, was ich brauche, um die Belagerung von Orleans aufzuheben.

Robert verblüfft: Die Belagerung von Orleans aufzuheben?

Johanna einfach: Ja, Herr, das ist es, wozu Gott mich ausersehen hat. Es wird genügen, wenn Ihr mir drei Mann mitgebt, wenn es gute, freundliche Menschen sind. Sie haben mir schon versprochen, mit mir zu kommen. Polly und Hans und —

Robert. Polly? Du freches Weibsbild wagst es, den Ritter Bertrand von Poulengey vor meinen Ohren Polly zu nennen?

Johanna. Seine Freunde nennen ihn so, Herr Ritter.

Ich wußte nicht, daß er noch einen andern Namen hat. Hans —

Robert. Das ist vermutlich Herr Johann von Metz —

Johanna. Jawohl. Hans wird auch gerne mitkommen. Er ist ein sehr freundlicher Herr und gibt mir Geld für die Armen. Ich glaube, Johann Fürchtegott wird mitkommen und Richard der Bogenschütze und die Knappen beider, Johann von Honecourt und Julian. Es wird Euch keinerlei Mühe machen, Herr Ritter. Ich hab' schon alles geordnet, Ihr braucht nur den Befehl zu geben.

Robert betrachtet sie starr vor Staunen: Nein, der Teufel soll mich holen!

Johanna mit stiller Sanftmut: Nein, Herr Ritter, Gott ist sehr barmherzig, und die gesegneten Heiligen Katharina und Margareta, die täglich mit mir sprechen, *er gafft sie an:* werden für Euch beten. Ihr werdet als mein erster Helfer ins Paradies kommen, und Euer Name wird in alle Ewigkeit genannt werden.

Robert zum Verwalter, immer noch sehr verwirrt, aber den Ton ändernd, da er einen neuen Gedanken verfolgt: Ist das wahr, was sie von Herrn von Poulengey erzählt?

Verwalter eifrig: Ja, gnädiger Herr, und auch von Herrn von Metz. Sie wollen beide mit ihr gehen

Robert nachdenklich: Hm! *Er geht ans Fenster und ruft in den Hof:* Heda, ihr dort! Schickt Herrn von Poulengey zu mir herauf. *Wendet sich zu Johanna:* Geh hinaus und warte im Hof.

Johanna lächelt ihn strahlend an: Gern, Herr Ritter. *Sie geht hinaus.*

Robert zum Verwalter: Geh mit ihr, du schwacher Idiot. Bleib in Rufweite und lasse sie nicht aus den Augen. Ich werde sie nochmals heraufholen lassen.

Verwalter. Tut das in Gottes Namen, gnädiger Herr, denkt an die Hennen, die besten Leghennen der Champagne und —

Robert. Denk' an meinen Stiefel und schau', daß du dein Hinterteil aus seiner Reichweite bringst.

Der Verwalter zieht sich eilig zurück und steht plötzlich im Torweg Bertrand von Poulengey gegenüber, einem verzückten französischen Offizier der Leibwache. Er ist ungefähr 36 Jahre alt und in der Abteilung für Feldgerichte beschäftigt. Verträumt und daher geistesabwesend spricht er selten, außer wenn er angesprochen wird, und auch dann langsam in eigensinniger Weise: kurz, er ist das Gegenteil des selbstbewußten, großmäuligen, redegewandten, oberflächlichen, energischen, aber im Grunde willenlosen Robert. Der Verwalter weicht ihm unterwürfig aus und verschwindet. Poulengey grüßt und steht seiner Befehle gewärtig da.

Robert freundlich: Es ist nichts Dienstliches, Polly, ein freundschaftliches Gespräch. Setz' dich.

Er holt den Schemel, der unter dem Tisch steht, mit dem Fuß hervor. Poulengey kommt bequemen Schrittes ins Zimmer, stellt den Schemel zwischen Tisch und Fenster und setzt sich nachdenklich darauf. Robert, der am Rande des Tisches halb sitzt und halb lehnt, beginnt die freundschaftliche Unterhaltung.

Robert. Hör' mich jetzt an, Polly. Ich muß wie ein Vater mit dir sprechen.

Poulengey sieht ihn einen Augenblick lang ernst an, sagt aber nichts.

Robert. Es ist wegen des Mädels, für das du dich interessierst. Ich hab' es jetzt gesehen. Ich hab' mit der Person gesprochen. Erstens ist sie verrückt, aber das schadet weiter nichts. Zweitens ist sie kein Landmensch, sondern eine Bürgerliche. Das ist wichtig. Ich kenne ihren Stand genau. Ihr Vater ist im verflossenen Jahre hier gewesen, um in einem Prozeß sein Dorf zu vertreten. Er zählt dort zu den Standespersonen, er ist Landwirt, aber kein adeliger Landwirt. Er verdient Geld dabei und lebt davon. Immerhin kein Arbeiter, kein Handwerker. Er könnte einen Vetter haben, der Advokat oder Geistlicher ist. Diese Art Leute mögen gesellschaftlich nicht zählen, aber sie können der Obrigkeit eine Menge Nüsse zu knacken geben. Das heißt also: mir. Nun scheint es dir zweifellos sehr einfach, dieses Mädchen wegzuführen und ihm einzureden, daß du es zum Dauphin bringen wirst. Aber wenn du das Ding

verführst, könnte es mir endlose Verlegenheiten bereiten, da ich der Lehnsherr ihres Vaters und für ihren Schutz verantwortlich bin. Also, ob wir nun Freunde sind oder nicht, Polly, Hände weg von ihr.

Poulengey mit bedächtigem, starkem Ausdruck: Ich könnte an dieses Mädchen nie anders denken, wie an die heilige Jungfrau selber.

Robert steigt vom Tisch herab: Aber sie sagt, daß du und Hans und Richard ihr angeboten hättet, mit ihr zu ziehen. Zu welchem Zweck? Du wirst mir doch nicht erzählen wollen, daß du ihren verrückten Einfall, zum Dauphin zu gehen, ernst nimmst.

Poulengey langsam: Etwas ist los mit ihr. In der Wachstube sind Leute, die recht schmutzige Reden und ein recht schmutziges Leben führen, aber es ist kein einziges Wort gefallen, das ihr Weibtum angetastet hätte. In ihrer Gegenwart ist ihnen das Fluchen vergangen. Etwas ist los mit ihr. Irgend etwas. Es könnte einen Versuch lohnen.

Robert. Das ist doch —! Polly, raff' dich zusammen. Gesunder Menschenverstand war nie deine starke Seite. Aber das ist ein bißchen zu arg. *Er zieht sich angeekelt zurück.*

Poulengey ungerührt: Was nützt der gesunde Menschenverstand? Wenn wir auch nur ein Quentchen davon besäßen, wir würden uns dem Herzog von Burgund und dem englischen König anschließen. Sie haben das Land bis hinunter zur Loire besetzt. Sie sind im Besitze von Paris. Sie besitzen dieses Schloß — du weißt recht gut, daß wir es dem Herzog von Bedford übergeben mußten und daß du es nur gegen Ehrenwort halten darfst.

Der Dauphin ist in Chinon, wie eine Ratte in einer Enge, nur daß er nicht kämpfen will. Wir wissen nicht einmal, ob er Dauphin ist. Seine Mutter behauptet, daß er es nicht ist, und sie müßte es wissen. Daran denke! Die Königin verleugnet die Legitimität ihres eigenen Sohnes.

Robert. Nun, sie hat ihre Tochter mit dem englischen König verheiratet, kannst du sie deswegen tadeln?

Poulengey. Ich tadle niemanden, aber es ist ihre Schuld, daß es mit dem Dauphin vorbei und zu Ende ist. Das müssen wir uns klarmachen. Die Engländer werden Orleans nehmen: der Bastard wird sie nicht aufhalten können.

Robert. Er hat die Engländer im vorletzten Jahre bei Montargis geschlagen. Ich war mit ihm.

Poulengey. Einerlei, seine Leute sind jetzt entmutigt, und er kann nicht Wunder wirken. Und ich sage dir, daß nichts jetzt unsere Sache retten kann als ein Wunder.

Robert. Wunder sind schon recht, Polly. Die einzige Schwierigkeit ist nur, daß sie heutzutage nicht mehr geschehen.

Poulengey. Das habe ich auch gedacht. Jetzt bin ich dessen nicht so sicher. *Erhebt sich und geht nachdenklich ans Fenster.* Keinesfalls darf man in solcher Zeit etwas unversucht lassen. Es ist etwas los mit dem Mädchen.

Robert. Aha, du glaubst, das Mädchen kann Wunder tun, nicht wahr?

Poulengey. Ich glaube, das Mädchen ist etwas von einem Wunder. Jedenfalls ist sie die letzte Karte, die wir noch in der Hand haben. Besser, sie ausspielen, als das Spiel aufgeben. *Schlendert ans Fenster.*

Robert schwankend: Glaubst du das wirklich?

Poulengey dreht sich um: Was sonst wäre uns noch geblieben?

Robert geht auf ihn zu: Hör' einmal, Polly. Wenn du an meiner Stelle wärst, würdest du dich von so einem Mädel um sechzehn Franken — soviel kostet ein Pferd — bringen lassen?

Poulengey. Ich will das Pferd bezahlen.

Robert. Du?

Poulengey. Ja, ich will für meine Ansicht einstehen.

Robert. Du willst wirklich für den letzten Wurf sechzehn Franken einsetzen?

Poulengey. Dies ist kein Hasardspiel.

Robert. Was denn sonst?

Poulengey. Es ist Gewißheit. Ihre Worte und ihr heißer Glaube an Gott haben mich entflammt.

Robert verzweifelt an ihm: Oh, du bist so irrsinnig wie sie.

Poulengey hartnäckig: Wir haben jetzt eine Handvoll Irrsinnige nötig. Du siehst, wohin uns die Vernünftigen gebracht haben.

Robert seine Unentschlossenheit wird jetzt von seiner fingierten Entschiedenheit offenkundig überwältigt: Ich werde mir wie ein heilloser Narr vorkommen, aber wenn du wirklich überzeugt bist — ?

Poulengey. Ich bin überzeugt genug, um sie nach Chinon zu führen — falls du mich nicht daran hinderst.

Robert. Das ist ungerecht. Du lädst mir die Verantwortung auf.

Poulengey. Du trägst sie, wie immer du entscheidest.

Robert. Ja, das ist es eben. Wie soll ich entscheiden? Du kannst dir nicht vorstellen, in welcher Verlegenheit ich bin. *Er greift nach einem Aufschub in der unbewußten Hoffnung, daß Johanna die Entscheidung für ihn treffen wird.* Glaubst du, daß ich noch einmal mit ihr sprechen sollte?

Poulengey erhebt sich: Jawohl! *Er geht ans Fenster und ruft:* Johanna!

Stimme Johannas. Wird er uns ziehen lassen, Polly?

Poulengey. Komm herauf. Komm herein. *Er wendet sich an Robert:* Soll ich dich mit ihr allein lassen?

Robert. Nein, bleib hier und unterstütze mich.

Poulengey setzt sich auf die Kiste. Robert geht zurück an seinen Richterstuhl, bleibt aber stehen, um einen imponierenden Eindruck zu machen.

Johanna tritt ein, erfüllt von guten Nachrichten: Hans will den halben Preis für das Pferd bezahlen.

Robert. Was!! *Er setzt sich, klein beigebend.*

Poulengey ernst: Setz' dich, Johanna.

Johanna ein wenig stutzig gemacht, sieht sie Robert an: Darf ich wirklich?

Robert. Tu, was man dir befiehlt.

Johanna macht einen Knicks und setzt sich auf den Schemel zwischen beide. Robert verbirgt seine Verlegenheit durch seine schroffste Miene

Robert. Wie heißt du?

Johanna schwatzhaft: In Lothringen nennt man mich immer Jenny. Hier in Frankreich bin ich Jeanne. Die Soldaten nennen mich: die Jungfrau.

Robert. Und dein Zuname?

Johanna. Zuname, was ist das? Mein Vater nennt sich manchmal d'Arc, aber ich weiß nicht warum. Ihr seid meinem Vater begegnet. Er —

Robert. Ja, ja, ich erinnere mich. Du kommst aus Domremy in Lothringen, glaube ich.

Johanna. Ja. Aber was liegt daran. Wir sprechen alle Französisch.

Robert. Stelle keine Fragen, sondern beantworte sie. Wie alt bist du?

Johanna. Siebzehn, hat man mir gesagt. Ich könnte auch neunzehn sein, ich erinnere mich nicht.

Robert. Was hast du damit gemeint, als du erzähltest, daß die heilige Katharina und die heilige Margareta täglich mit dir sprechen?

Johanna. Das tun sie auch.

Robert. Wie sehen die beiden aus?

Johanna plötzlich hartnäckig: Darüber werd' ich Euch nichts sagen. Sie haben mir nicht die Erlaubnis dazu gegeben.

Robert. Aber du siehst sie tatsächlich und sie sprechen mit dir genau so, wie ich mit dir spreche?

Johanna. Nein, ganz anders. Ich kann das nicht erklären. Über meine Stimmen dürft Ihr mit mir nicht sprechen.

Robert. Wie meinst du das, Stimmen?

Johanna. Ich höre Stimmen, die mir sagen, was ich tun soll. Sie kommen von Gott.

Robert. Sie kommen aus deiner Einbildung.

Johanna. Natürlich; so kommen die Botschaften Gottes zu uns.

Poulengey. Schachmatt.

Robert. Unbesorgt! *Zu Johanna:* Gott sagt dir also, du sollst die Belagerung von Orleans aufheben?

Johanna. Und den Dauphin in der Kathedrale zu Reims krönen.

Robert schnappt nach Luft: Den Dauphin krönen! Unsinn!

Johanna. Und die Engländer zwingen, Frankreich zu verlassen.

Robert sarkastisch: Sonst noch etwas?

Johanna bezaubernd: Vorläufig nicht, danke schön, Herr Ritter.

Robert. Du scheinst zu glauben, eine Belagerung aufheben sei so leicht wie eine Kuh von einer Wiese vertreiben. Du glaubst, daß jedermann Soldat sein kann, was?

Johanna. Ich glaube nicht, daß es sehr schwer sein kann, wenn Gott einem zur Seite steht und man bereit ist, das Leben in seine Hand zu geben. Aber die meisten Soldaten sind sehr einfältig.

Robert grimmig: Hast du jemals englische Soldaten kämpfen sehen?

Johanna. Es sind auch nur Menschen. Gott hat sie genau so geschaffen wie uns. Aber Er gab ihnen ihr eigenes Land und ihre eigene Sprache, und es ist nicht Sein Wille, daß sie in unser Land kommen und unsere Sprache zu sprechen versuchen.

Robert. Wer hat dir diesen Unsinn in den Kopf gesetzt? Weißt du nicht, daß Soldaten ihrem Lehnsherrn untertan sind und es ihnen gleichgültig ist, ob er Herzog von Burgund oder König von England oder König von Frankreich ist? Was hat die Sprache damit zu schaffen?

Johanna. Das verstehe ich ganz und gar nicht. Wir sind alle dem Himmelskönig untertan. Und er gab uns unsere Länder und unsere Sprachen, damit wir sie festhalten sollen. Wenn es nicht so wäre, dann wäre es ein Mord, einen Engländer in der Schlacht zu töten; und Euch, Herr Ritter, drohte Höllenfeuer. Ihr dürft nicht über Eure Pflicht gegen Euren Lehnsherrn nachdenken, sondern über Eure Pflicht gegen Gott!

Poulengey. Es hat keinen Zweck, Robert. Du kommst nicht gegen sie auf.

Robert. So? Bei Sankt Denis, das wollen wir sehen. *Zu Johanna:* Wir sprechen nicht von Gott. Wir sprechen über praktische Angelegenheiten. Ich frage dich noch einmal: Hast du jemals englische Soldaten kämpfen sehen? Hast du sie jemals plündern, brennen, den Landboden in eine Wüste verwandeln sehen? Hast du niemals Geschichten von ihrem schwarzen Prinzen, der schwärzer als der Teufel selber war, oder vom Vater des englischen Königs gehört?

Johanna. Ihr müßt Euch nicht fürchten, Robert.

Robert. Geh zum Teufel, ich fürchte mich nicht, und wer hat dir gestattet, mich Robert zu nennen?

Johanna. So wurdet Ihr in der Kirche im Namen unseres Herrn getauft. All Eure anderen Namen sind die Eures Vaters und Eures Bruders oder die von sonst wem.

Robert. Unglaublich!

Johanna. Hört mich an, Herr Ritter. Aus Domremy mußten wir in das Nachbardorf fliehen, um den englischen Soldaten zu entkommen. Drei von ihnen wurden verwundet zurückgelassen. Ich habe diese drei armen Goddams ganz gut kennengelernt. Sie waren nicht halb so stark wie ich.

Robert. Weißt du, warum man sie Goddams nennt?

Johanna. Nein. Jedermann nennt sie Goddams.

Robert. Weil sie in einem fort ihren Gott anflehen, ihre Seelen zu ewigem Tod zu verdammen. Das bedeutet Goddam in ihrer Sprache. Wie gefällt dir das?

Johanna. Gott wird ihnen gnädig sein, und sie werden sich wie seine guten Kinder benehmen, wenn sie in ihr Land zurückkehren, das er für sie geschaffen hat, wie er sie für das Land schuf. Ich habe die Geschichten vom schwarzen Prinzen gehört. Im Augenblick, da er den Boden unseres Landes berührte, ist der Teufel in ihn gefahren und hat ihn auch zu einem schwarzen Teufel gemacht. Aber zu Hause, an dem Ort, den Gott für ihn bestimmt hat, war er fromm. So ist es immer. Wenn ich gegen den Willen Gottes nach England ginge, um England zu erobern und dort zu leben und Eng-

lands Sprache zu sprechen, würde auch in mich der Teufel fahren. Und wenn ich dereinst alt würde, würde ich schaudern bei der Erinnerung an das Böse, das ich tat.

Robert. Möglich. Aber je mehr du vom Teufel besessen wärest, desto besser würdest du kämpfen. Das ist der Grund, warum die Engländer Orleans nehmen werden und du und zehntausend deinesgleichen sie nicht aufhalten können.

Johanna. Eintausend meinesgleichen können sie aufhalten. Zehn meinesgleichen können sie aufhalten, wenn Gott auf unserer Seite ist. *Sie erhebt sich ungestüm und geht auf ihn los, weil sie nicht mehr ruhig sitzenbleiben kann.* Das versteht Ihr nicht, Herr Ritter. Unsere Soldaten werden immer geschlagen, weil sie nur kämpfen, um ihren Leib zu retten, und Davonlaufen ist das einfachste Mittel, das zu erreichen. Unsere Ritter denken nur an die Summen, die sie durch Lösegelder verdienen können; bei ihnen heißt es nicht töten oder getötet werden, sondern zahlen oder bezahlt werden. Aber ich will sie kämpfen lehren, damit in Frankreich Gottes Wille geschehe. Und dann werden sie die armen Goddams wie Schafe vor sich hertreiben. Ihr und Polly werdet den Tag erleben, da es keinen englischen Soldaten mehr auf dem Boden Frankreichs und nur einen König geben wird. Nicht den feudalen englischen König, sondern Gottes König von Frankreich.

Robert zu Poulengey: Das alles mag Blödsinn sein, Polly, aber die Truppen werden es vielleicht glauben, obwohl wir sie mit keiner Macht bewegen können, wirklich zu kämpfen. Selbst der Dauphin wird es vielleicht glauben. Und wenn sie ihm Mut einflößen kann, dann wird ihr das bei jedermann gelingen.

Poulengey. Ich kann an dem Versuch nichts Schädliches erblicken. Was meinst du? Es ist nun einmal etwas los mit dem Mädchen.

Robert wendet sich an Johanna: Nun hör' einmal zu, *verzweifelt* und unterbrich mich nicht, bevor ich mit Nachdenken fertig bin.

Johanna plumpst noch einmal wie ein gehorsames Schulmädchen auf den Schemel nieder: Ja, Herr Ritter.

Robert. Deine Befehle gehen dahin, daß du unter der Führung dieses Herrn und drei seiner Freunde nach Chinon zu eilen hast.

Johanna strahlend, in die Hände klatschend: Oh, Herr Ritter! Euer Haupt ist ganz in Licht getaucht wie das eines Heiligen.

Poulengey. Aber wie soll sie zum König gelangen?

Robert der wegen des Heiligenscheins ziemlich ängstlich an seinen Kopf gegriffen hat: Das weiß ich nicht. Wie ist sie zu mir gelangt? Wenn der Dauphin sie von sich fernhalten kann, ist er tüchtiger, als ich dachte. *Steht auf.* Ich schicke sie nach Chinon, und sie darf sagen, daß ich sie geschickt habe. Dann komme, was kommen mag. Mehr kann ich nicht tun.

Johanna. Und das Kleid? — Ich darf doch ein Soldatenkleid tragen, nicht wahr, Herr Ritter?

Robert. Trage, was du willst — ich will mit der Sache nichts mehr zu schaffen haben.

Johanna ungemein aufgeregt durch ihren Erfolg: Komm, Polly! *Sie stürzt ab.*

Robert schüttelt Poulengey die Hand: Leb' wohl, alter Freund. Ich habe eine große Verantwortung auf mich genommen. Es gibt nicht viele, die das getan hätten. Aber, — wie du sagst — etwas ist los mit ihr.

Poulengey. Ja. Etwas ist los mit ihr. Leb' wohl. *Er geht ab. Robert, noch immer sehr im Zweifel, ob er nicht von einem verrückten, noch dazu gesellschaftlich tief unter ihm stehenden Frauenzimmer zum besten gehalten wird, kratzt sich den Kopf und kommt langsam von der Tür zurück. Der Verwalter läuft mit einem Korb herein.*

Verwalter. Gnädiger Herr! gnädiger Herr!

Robert. Was gibt's?

Verwalter. Die Hennen legen wie verrückt. Fünf Dutzend Eier!

Robert springt auf die Füße, bekreuzigt sich, und seine bleichen Lippen stammeln die Worte: Heiliger Jesus Christus. *Laut, aber atemlos:* Sie ist doch von Gott gesandt.

Vorhang

ZWEITE SZENE

Chinon in der Touraine. Ein Teil des Thronzimmers im Schlosse ist durch Vorhänge abgetrennt, um ein Vorzimmer zu schaffen. Der Erzbischof von Reims, nahe an fünfzig, ein dicker, politischer Prälat, der mit Ausnahme seines gewichtigen Auftretens nichts Kirchliches an sich hat, und der Obersthofmeister Monseigneur de la Trémouille, ein ungeheuer anmaßender Weinschlauch von einem Menschen, warten auf den Dauphin. In der Wand rechts von den beiden Männern befindet sich eine Tür. Es ist später Nachmittag des 8. März 1429. Der Erzbischof steht verhältnismäßig würdig da, während der Oberst-hofmeister zu seiner Linken in übelster Laune herumtobt.

La Trémouille. Was zum Teufel fällt dem Dauphin ein, uns hier so lange warten zu lassen. Ich begreife nicht, wo ihr die Geduld hernehmt, dazustehen wie ein steinernes Götzenbild.

Erzbischof. Seht, ich bin ein Erzbischof. Und ein Erzbischof ist eine Art Götzenbild. Jedenfalls muß er stillhalten und Narren ertragen können.

Übrigens, mein lieber Obersthofmeister, ist es das königliche Vorrecht des Dauphins, Euch warten zu lassen. Nicht wahr?

La Trémouille. Der Teufel soll den Dauphin holen — Verzeihung, Eminenz — wißt Ihr, wieviel Geld er mir schuldet?

Erzbischof. Zweifellos mehr als mir, weil Ihr viel reicher seid. Aber ich vermute, er schuldet Euch so viel, als Ihr imstande waret, ihm zu leihen. So viel schuldet er mir auch.

La Trémouille. Siebenundzwanzigtausend. — Das war sein letzter Fischzug. Ein nettes Sümmchen, siebenundzwanzigtausend!

Erzbischof. Was geschieht mit all dem Geld? Er hat Anzüge, die ich keinem Kooperator zumuten möchte.

La Trémouille. Sein Essen besteht aus einem Huhn oder einem Stückchen Hammelfleisch, er leiht sich meinen letzten Pfennig von mir aus, und man kann nichts dafür sehen. *Ein Edelknabe erscheint am Türeingang.* Endlich.

Edelknabe. Nein, Eure Herrlichkeit, es ist nicht Seine Majestät, sondern Herr von Rais.

La Trémouille. Der junge Blaubart? Warum ihn anmelden?

Edelknabe. Hauptmann La Hire kommt mit ihm. Ich glaube, es ist etwas vorgefallen.

Gilles de Rais, ein junger Mann von 25 Jahren, sehr elegant und selbstbeherrscht, der sich bei einem glattrasierten Kopf den Luxus eines kleinen blaugefärbten gekräuselten Bartes erlaubt, tritt ein. Er ist entschlossen, sich angenehm zu machen, aber er läßt natürliche Fröhlichkeit vermissen und ist nicht wirklich angenehm. Tatsächlich wurde er etwa elf Jahre später gehenkt, als er, der Kirche Trotz bietend, angeklagt wurde, sich durch entsetzliche Grausamkeiten Lustgefühle verschafft zu haben. Einstweilen jedoch fällt kein Schatten eines Galgens auf ihn. Er geht fröhlich auf den Erzbischof zu. Der Edelknabe zieht sich zurück.

Blaubart. Guten Tag, Marschall. Euer gläubiges Lamm, Eminenz. Wißt Ihr, was La Hire zugestoßen ist?

La Trémouille. Hat er vielleicht so geflucht, daß ihn der Schlag getroffen hat?

Blaubart. Nein, ganz im Gegenteil. Der Lästerer Frank, der einzige Mann in der Touraine, der noch ärger fluchen konnte als er, wurde von einem Soldaten belehrt, daß er im Augenblick des Todes keine solche Sprache führen solle.

Erzbischof. In anderen Augenblicken auch nicht. Aber, ist der fluchende Frank vom Tode ereilt worden?

Blaubart. Ja, er ist eben in einen Brunnen gestürzt und ertrunken. La Hire hat darüber vor Schreck den Verstand verloren.

Hauptmann La Hire tritt ein. Ein Kriegshund ohne höfische Manieren, aber mit ausgesprochenen Feldgewohnheiten.

Blaubart. Ich habe dem Obersthofmeister und dem Erzbischof eben alles erzählt. Der Erzbischof sagt, daß du ein verlorener Mann seist.

La Hire schreitet an Blaubart vorbei und stellt sich zwischen den Erzbischof und La Trémouille: Damit ist nicht zu spaßen.

Es ist ärger, als wir dachten. Es war kein Soldat, sondern ein als Soldat verkleideter Engel.

Erzbischof, La Trémouille, Blaubart gleichzeitig: Ein Engel!

La Hire. Ja, ein Engel. Mit einem halben Dutzend Mann ist er von der Champagne bis hierher durch dick und dünn gezogen: mitten zwischen Burgundern, Goddams, Deserteuren, Räubern und weiß Gott wem hindurch, und sie sind keiner Seele begegnet, außer dem Landvolk. Einen von den Begleitern kenne ich. Es ist Poulengey. Er sagt, es sei ein Engel. Ewige Verdammnis meiner Seele, wenn ich jemals wieder einen Fluch ausstoße.

Erzbischof. Ein sehr frommer Vorsatz, Hauptmann.

Blaubart und La Trémouille lachen über ihn. Der Edelknabe kehrt zurück.

Edelknabe. Seine Majestät.

Sie stehen etwas nachlässig, doch wie beim Empfang Sr. Majestät. Der Dauphin, 26 Jahre alt, in Wahrheit König Karl VII. seit dem Tode seines Vaters, aber bis jetzt ungekrönt, tritt durch die Vorhänge mit einem Papier in der Hand ein.

Körperlich ist er ein armer Teufel, und die übliche Mode, sich auszurasieren und jedes Härchen unter einer Kopfbedeckung oder Kopfbekleidung zu verbergen, was bei Frauen und Männern gebräuchlich war, läßt ihn noch unvorteilhafter erscheinen. Er hat kleine schmale Augen, die nahe beisammenstehen, eine lange herabhängende Nase, die über seine kurze dicke Oberlippe fällt, und den Ausdruck eines jungen Hundes, der gewohnt ist, Fußtritte zu bekommen, aber unverbesserlich und unbezähmbar ist. Er ist aber weder gemein noch dumm und hat einen kecken Humor, der ihn befähigt, im Gespräch seinen Mann zu stehen. Eben jetzt ist er aufgeregt wie ein Kind mit einem neuen Spielzeug. Er tritt an die linke Seite des Erzbischofs. Blaubart und La Hire ziehen sich gegen die Vorhänge zurück.

Karl. Oh, Eminenz, wissen Sie, was Robert von Baudricourt mir aus Vaucouleurs hergeschickt hat?

Erzbischof verachtungsvoll: Ich interessiere mich nicht für die neuesten Spielzeuge.

Karl entrüstet: Es ist kein Spielzeug. *Mürrisch:* Einerlei. Ich kann auf Ihr Interesse ganz gut verzichten.

Erzbischof. Hoheit haben keinerlei Grund, sich beleidigt zu fühlen.

Karl. Danke. Eminenz sind immer bereit, eine Predigt zu halten. Nicht wahr?

La Trémouille rauh: Genug gebrummt. Was habt Ihr da?

Karl. Was geht das Sie an?

La Trémouille. Ich habe das Recht, zu wissen, was zwischen Euch und der Garnison von Vaucouleurs vorgeht. *Er reißt dem Dauphin das Papier aus der Hand und beginnt, es mit einiger Schwierigkeit zu lesen, wobei er dem Wort mit seinem Finger folgt, um Silbe für Silbe zu buchstabieren.*

Karl gekränkt: Ihr glaubt alle, ihr dürft mit mir umspringen, wie es euch gefällt, weil ich euch Geld schulde und für den Kampf nicht tauge. Aber in meinen Adern fließt königliches Blut.

Erzbischof. Selbst das wird manchmal bezweifelt, Hoheit. Man kann in Euch sehr schwer den Enkel Karls des Weisen erkennen.

Karl. Ich will von meinem Großvater nichts mehr hören. Er war so weise, daß er den ganzen Weisheitsvorrat der Familie für fünf Generationen aufgebraucht hat und aus mir der von euch allen herumgestoßene und beleidigte arme Narr wurde, der ich bin.

Erzbischof. Beherrscht Euch, Hoheit. Diese Ausbrüche von Gereiztheit schicken sich nicht.

Karl. Noch eine Predigt. Danke schön. Wie schade, daß die Heiligen und Engel Sie nicht besuchen, obgleich Sie ein Erzbischof sind.

Erzbischof. Was wollt Ihr damit sagen?

Karl. Aha! Fragen Sie diesen Grobian. *Weist auf La Trémouille.*

La Trémouille wütend: Schweigt! Hört Ihr?

Karl. Oh, ich höre schon. Sie brauchen nicht zu schreien. Das ganze Schloß kann's hören. Warum schreien Sie nicht die Engländer an und fallen über die her, statt über mich?

La Trémouille hebt die Faust: Ihr junger —

Karl läuft hinter den Erzbischof: Heben Sie nicht die Hand gegen mich, das ist Hochverrat.

La Hire. Fassung, Herzog, Fassung.

Erzbischof entschlossen: Aber, aber, das schickt sich nicht. Bitte, bitte, Herr Obersthofmeister. Wir müssen irgendeine Art von Ordnung einhalten. *Zum Dauphin:* Und Ihr, Hoheit, wenn Ihr unfähig seid, Euer Königreich zu beherrschen, versucht wenigstens, Euch selbst zu beherrschen.

Karl. Schon wieder eine Predigt. Danke schön.

La Trémouille reicht dem Erzbischof das Papier: Da! Lest das verfluchte Zeug für mich. Er hat mir das Blut im Kopf zum Sieden gebracht, ich kann die Buchstaben nicht unterscheiden.

Karl kommt zurück und guckt La Trémouille über die linke Schulter: Ich will's für Sie lesen, wenn Sie wollen. Ich kann lesen, wie Sie wissen.

La Trémouille mit größter Verachtung, nicht verletzt durch den Spott: Ja, das Lesen ist fast alles, wozu Ihr zu gebrauchen seid. Könnt Ihr daraus klug werden, Eminenz?

Erzbischof. Ich hätte mehr gesunden Menschenverstand von Baudricourt erwartet. Er schickt uns irgendein übergeschnapptes Landmädchen her.

Karl unterbricht: Nein, er schickt eine Heilige, einen Engel. Und sie kommt zu mir, zu mir, dem König, und nicht zu Ihnen, Eminenz, so heilig Sie auch sind. Sie kennt das königliche Blut, wenn Sie es auch nicht kennen. *Er stolziert an Blaubart und La Hire vorbei.*

Erzbischof. Man kann Euch nicht gestatten, diese übergeschnappte Dirne zu empfangen.

Karl wendet sich um: Aber ich bin der König, und ich will sie empfangen.

La Trémouille brutal: So wird man ihr eben nicht erlauben, Euch zu empfangen!

Karl. Ich sage Ihnen, daß ich sie sehen will. Ich werde meinen Willen durchsetzen.

Blaubart lacht ihn aus: Unartiger Junge! Was würde Euer weiser Großvater sagen?

Karl. Gerade die Bemerkung zeigt deine Unwissenheit, Blaubart. Mein Großvater hatte eine Heilige, die in der Luft schwebte, wenn er betete, und ihm alles sagte, was er wissen wollte. Mein armer Vater hatte zwei Heilige, Marie von Maillé und die Heilige von Avignon. Es liegt in unserer Familie, und euer Gerede ist mir gleichgültig. Ich will auch meine Heilige haben.

Erzbischof. Diese Person ist keine Heilige. Sie ist nicht einmal ein anständiges Frauenzimmer. Sie trägt nicht die Kleider eines Frauenzimmers. Sie ist wie ein Soldat gekleidet und reitet mit Soldaten im Lande herum. Glaubt Ihr, daß ein solches Geschöpf an den Hof Eurer Hoheit zugelassen werden darf?

La Hire geht auf den Erzbischof zu: Halt, was sagtet Ihr? Ein Mädel in Rüstung? Wie ein Soldat?

Erzbischof. So schildert sie Baudricourt.

La Hire. Aber bei allen Teufeln der Hölle — o Gott, vergib mir dieses Wort — bei unserer lieben Frau und allen Heiligen — das muß der Engel sein, der Frank den Lästerer totgeschlagen hat, gerade während er fluchte.

Karl triumphierend: Da habt Ihr's. Ein Wunder.

La Hire. Sie wäre imstande, uns alle totzuschlagen, wenn wir uns ihr widersetzten. Um Himmels willen, Eminenz, bedenkt, was ihr tut.

Erzbischof streng: Blödsinn. Niemand ist totgeschlagen worden. Ein betrunkener Schuft, der wegen Fluchens hundertmal gerügt wurde, ist in einen Brunnen gefallen und ertrunken. Ein bloßer Zufall.

La Hire. Ich weiß nicht, was ein Zufall ist, aber ich weiß, daß der Mann tot ist und daß sie ihm gesagt hat, daß er sterben werde.

Erzbischof. Wir werden alle sterben, Hauptmann.

La Hire bekreuzigt sich: Ich will's nicht hoffen. *Er zieht sich zurück.*

Blaubart. Wir können leicht feststellen, ob sie ein Engel ist oder nicht. Wenn sie kommt, wollen wir so tun, als wäre ich der Dauphin, dann werden wir ja sehen, ob sie das herausfindet.

Karl. Ja, damit bin ich einverstanden. Wenn sie das königliche Blut nicht zu erkennen vermag, will ich nichts mit ihr zu schaffen haben.

Erzbischof. Es ist Sache der Kirche, Heilige zu ernennen. Baudricourt soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern und nicht wagen, sich das Amt eines Priesters anzumaßen. Ich sage, das Mädchen soll nicht empfangen werden.

Blaubart. Aber Eminenz —

Erzbischof streng: Ich spreche im Namen der Kirche. *Zum Dauphin:* Wagt Ihr es danach, sie zu empfangen?

Karl eingeschüchtert, aber mürrisch: Wenn Eminenz dafür die Kirche aufbieten wollen mit Acht und Bann, so habe ich natürlich nichts mehr zu sagen. Aber Sie haben den Brief nicht zu Ende gelesen, Baudricourt behauptet, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben und die Engländer für uns schlagen wird.

La Trémouille. Unsinn!

Karl. Nun? Wollen Sie Orleans befreien mit all Ihrer Großsprecherei, Herr Marschall?

La Trémouille wütend: Werft mir das nicht noch einmal ins Gesicht. Ich habe mehr gekämpft, als Ihr jemals kämpfen werdet. Aber ich kann nicht überall sein.

Karl. Na, das ist schon etwas.

Blaubart tritt zwischen den Erzbischof und Karl: An der Spitze Eurer Truppen von Orleans habt Ihr Hans Dunois, den tapferen Dunois, den schönen Dunois, den wunderbaren, unbesiegbaren Dunois, den Liebling aller Damen, den wundervollen Bastard. Ist es wahrscheinlich, daß ein Landmädchen tun kann, was er nicht zu tun vermag?

Karl. Warum hebt er denn die Belagerung nicht auf?

La Hire. Der Wind ist gegen ihn.

Blaubart. Wie kann ihm der Wind etwas anhaben? Orleans liegt doch nicht am Kanal.

La Hire. Orleans liegt an der Loire, und die Engländer halten den Brückenkopf. Er muß seine Leute über den Fluß setzen und stromaufwärts fahren, wenn

er die Engländer von rückwärts angreifen soll. Nun, das kann er nicht, weil dort ein teuflischer Wind von der entgegengesetzten Richtung bläst. Er hat es satt, die Priester dafür zu bezahlen, daß sie um einen Westwind beten. Was er braucht, ist ein Wunder. Ihr erklärt mir: Was das Mädel dem gottlosen Frank getan, sei kein Wunder gewesen. Einerlei. Dem Frank hat es den Garaus gemacht. Wenn das Mädel für Dunois die Windrichtung ändert, mag dies auch kein Wunder sein, aber es könnte den Engländern den Garaus machen. Was kann es schaden, wenn man's versucht?

Erzbischof, der den Brief zu Ende gelesen hat und nachdenklich geworden ist: Es ist wahr. Baudricourt scheint außerordentlich bewegt.

La Hire. Baudricourt ist ein aufgeblasener Esel, aber er ist ein Soldat, und wenn er glaubt, daß das Mädel die Engländer schlagen kann, wird es die ganze übrige Armee auch glauben.

La Trémouille zum Erzbischof, der zögert: Ach, tut ihnen den Willen. Dunois' Soldaten werden die Stadt aufgeben trotz Dunois, wenn sie nicht jemand mit neuem Mut erfüllt.

Erzbischof. Die Kirche muß das Mädchen verhören, ehe irgend etwas Entscheidendes über sie beschlossen wird. Da Seine Hoheit es aber wünscht, mag sie bei Hof ihre Aufwartung machen.

La Hire. Ich will sie suchen und es ihr sagen. *Er geht hinaus.*

Karl. Komm, Blaubart, wir wollen dafür sorgen, daß sie nicht erfahre, wer ich bin. Gib Du vor, der Dauphin zu sein. *Er geht durch die Vorhänge hinaus.*

Blaubart. Ich soll vorgeben, daß ich dieses Ding sei? Heiliger Michael! *Er folgt dem Dauphin.*

La Trémouille. Ich bin neugierig, ob sie ihn herausfinden wird.

Erzbischof. Natürlich wird sie das.

La Trémouille. Wieso? Woher soll sie es wissen?

Erzbischof. Sie dürfte wissen, was jeder in Chinon

weiß, nämlich, daß der Dauphin die niedrigst aussehende und schlechtest gekleidete Gestalt bei Hofe und der Mann mit dem blauen Bart Gilles de Rais ist.

La Trémouille. Daran habe ich nicht gedacht.

Erzbischof. Ihr seid nicht so an Wunder gewöhnt wie ich. Sie sind ein Teil meines Berufes.

La Trémouille verwirrt und ein wenig empört: Aber das wäre dann überhaupt kein Wunder!

Erzbischof ruhig: Warum nicht?

La Trémouille. Aber — ernsthaft — was ist eigentlich ein Wunder?

Erzbischof. Ein Wunder, mein Freund, ist ein Ereignis, das Glauben schafft. Das ist der Zweck und die Natur der Wunder. Sie mögen den Leuten, die ihnen beiwohnen, sehr wunderbar erscheinen und sehr einfach denen, die sie vollbringen. Das ist einerlei. Wenn sie Glauben festigen oder schaffen, sind es echte Wunder.

La Trémouille. Auch dann, wenn sie Betrug sind?

Erzbischof. Betrug betrügt. Ein Ereignis, das Glauben schafft, betrügt nicht, deshalb ist es kein Betrug, sondern ein Wunder.

La Trémouille kratzt sich verblüfft am Nacken: Na ja, ich muß wohl annehmen, daß Ihr recht habt, weil Ihr Erzbischof seid. Mir scheint es ein wenig unglaubwürdig, aber ich bin kein Mann der Kirche und verstehe derlei Dinge nicht.

Erzbischof. Ihr seid kein Mann der Kirche, aber Ihr seid Diplomat und Soldat. Könntet Ihr unsere Bürger bewegen, Kriegssteuern zu zahlen, oder unsere Soldaten, ihr Leben zu opfern, wenn sie wüßten, was wirklich vorgeht, statt dessen, was ihnen vorzugehen scheint?

La Trémouille. Nein, bei Sankt Denis. Vor Sonnenuntergang wäre alles aufgekommen.

Erzbischof. Wäre es nicht ganz leicht, den Leuten die Wahrheit zu sagen?

La Trémouille. Menschenkind, sie würden nicht dran glauben.

Erzbischof. Ganz recht. Nun, die Kirche muß die Menschen zum Besten ihrer Seelen regieren, genau so wie Ihr sie zum Besten ihrer Körper regieren müßt. Zu diesem Zweck muß die Kirche tun, was Ihr tut, den Glauben der Menschheit durch Poesie erhöhen.

La Trémouille. Poesie? Ich würde es Schwindel nennen.

Erzbischof. Ihr hättet unrecht, mein Freund. Parabeln sind keine Lügen, obwohl sie Ereignisse schildern, die niemals vorgekommen sind. Wunder sind nicht Betrug, obwohl sie oft — ich sage nicht immer — sehr einfache und unschuldige Erfindungen sind, durch welche die Priester den Glauben ihrer Gemeinde stärken. Wenn dieses Mädchen den Dauphin unter seinen Höflingen herausfindet, wird das für mich kein Wunder sein, weil ich weiß, wie es gemacht wurde. Und mein Glaube wird deshalb nicht wachsen. Aber was die anderen betrifft: Wenn die den Schauer des Übernatürlichen empfinden und ihren sündigen Leib in einer plötzlichen Erkenntnis der göttlichen Glorie vergessen, so wird es für sie ein Wunder sein und ein gesegnetes noch dazu. Und Ihr werdet sehen, wie das Mädchen selbst davon mehr als irgendein anderer erschüttert sein wird. Es wird vergessen, auf welche Art es den Dauphin wirklich herausgefunden hat. Und Ihr vielleicht auch.

La Trémouille. Ich wollte, ich wäre gescheit genug, um zu wissen, wieviel an Euch Gottes Erzbischof ist und wieviel der schlaueste Fuchs in der Touraine. Kommt, sonst werden wir den Spaß versäumen, und ich will ihn mitmachen, ob's nun ein Wunder oder kein Wunder ist.

Erzbischof hält ihn einen Augenblick zurück: Ihr dürft nicht glauben, daß ich ein Freund krummer Wege bin. Ein neuer Geist steigt in den Menschen auf. Wir sind am Morgenrot einer größeren Epoche. Wenn ich ein einfacher Mensch wäre und nicht Menschen regieren müßte, würde ich mein geistiges Gleichgewicht lieber bei Aristoteles und Pythagoras suchen als bei den Heiligen und ihren Wundern.

La Trémouille. Und wer zum Teufel war Pythagoras?

Erzbischof. Ein Weiser, der meinte, daß die Erde rund sei und sich um die Sonne drehe.

La Trémouille. Was für ein fürchterlicher Narr. Hat er seine Augen nicht gebrauchen können?

Sie gehen durch die Vorhänge hinaus, die bald darauf zurückgezogen werden und die volle Tiefe des Thronsaales mit dem versammelten Hof enthüllen. Zur Rechten stehen auf einer Estrade zwei Staatsstühle. Blaubart steht theatralisch auf der Estrade und spielt den König. Er genießt wie die Höflinge den Scherz ziemlich offenkundig. An der Wand hinter der Estrade befindet sich ein mit Vorhängen versehener Bogen, aber die Haupttür, von Bewaffneten bewacht, befindet sich auf der anderen Seite des Saales, und ein Durchgang wird von den Höflingen frei gehalten und besetzt.

Karl befindet sich in diesem Durchgang in der Mitte des Saales. La Hire steht rechts von ihm. Der Erzbischof zu seiner Linken hat seinen Platz neben der Estrade eingenommen. La Trémouille steht auf der anderen Seite des Thrones.

Die Herzogin von Trémouille, die Königin zu sein vorgibt, sitzt auf dem Stuhl der Gemahlin des Königs mit einer Gruppe von Hofdamen, die sich dicht hinter dem Erzbischof befinden. Das Geschwätz der Höflinge macht einen solchen Lärm, daß niemand das Erscheinen des Edelknaben an der Tür bemerkt.

Edelknabe. Der Herzog von — *niemand hört zu.* Der Herzog von —

Das Geplauder wird fortgesetzt. Entrüstet über seinen Mißerfolg reißt er, um sich Gehör zu verschaffen, dem nächsten Bewaffneten die Hellebarde aus der Hand und stößt damit auf den Boden. Das Geschwätz hört auf und jedermann sieht stillschweigend nach ihm hin.

Edelknabe. Aufgepaßt! *Er gibt die Hellebarde dem Bewaffneten zurück.* Der Herzog von Vendôme erlaubt sich, Seiner Majestät Johanna, die Jungfrau, vorzustellen.

Karl legt den Finger an den Mund: Sst! *Er versteckt sich hinter dem ihm zunächststehenden Höfling der ersten Reihe und lugt vor, um zu sehen, was sich ereignet.*

Blaubart majestätisch: Sie möge dem Throne nahen!

Johanna, als Soldat gekleidet, tritt ein; das kurz geschnittene Haar hängt ihr dicht ins Gesicht. Sie wird von einem schüchternen und

sprachlosen Edelmann hereingeführt, von dem sie sich losreißt, um stehenzubleiben und eifrig den Dauphin zu suchen.

Herzogin zur nächsten Hofdame: Mein Gott! Ihre Haare.

Alle Damen brechen in unbeherrschtes Gelächter aus.

Blaubart versucht, nicht zu lachen und winkt mit der Hand, um die allgemeine Heiterkeit abzuhalten: Sst! Meine Damen! Meine Damen!

Johanna durchaus nicht verlegen: Ich trage meine Haare so, weil ich Soldat bin. Wo ist der Dauphin?

Ein Gekicher läuft durch den Hofstaat, da sie auf die Estrade losgeht.

Blaubart herablassend: Du stehst vor dem Dauphin.

Johanna sieht ihn einen Augenblick zweifelnd an und prüft ihn genau von oben bis unten, um sich zu vergewissern. Tödliches Schweigen. Alle beobachten sie. In ihrem Gesicht dämmert der Scherz auf.

Johanna. Laß das, Blaubart, du kannst mich nicht zum besten halten. Wo ist der Dauphin?

Ein brüllendes Gelächter wird laut, als Gilles de Rais mit einer Geste des Geschlagenen in das Lachen einstimmt und von der Estrade neben La Trémouille herabspringt. Johanna, gleichfalls lachend, wendet sich um, sucht die Reihe der Höflinge entlang, tritt plötzlich mit einem raschen Griff auf Karl zu und zieht ihn am Arm heraus. Dann läßt sie ihn los und macht ihm einen kleinen Knicks.

Johanna. Edler Dauphin, ich bin gesandt, um die Engländer aus Orleans und Frankreich zu verjagen und dich zum König zu krönen in der Kathedrale zu Reims, wo alle echten Könige Frankreichs gekrönt werden.

Karl triumphierend zum Hof: Da seht ihr alle, sie hat das königliche Blut erkannt. Wer wagt es jetzt noch, zu sagen, daß ich nicht meines Vaters Sohn bin? *Zu Johanna:* Aber wenn du mich zu Reims krönen willst, mußt du mit dem Erzbischof sprechen, nicht mit mir. Da ist er.

Der Erzbischof steht hinter Johanna.

Johanna wendet sich rasch um, von Rührung übermannt: Eminenz, o mein hoher Herr! *Sie fällt vor ihm auf beide Knie, beugt ihr Haupt und wagt nicht aufzublicken.* Mein hoher Herr! Ich bin nur ein armes Landmädchen und Ihr seid von Seligkeit und der Glorie Gottes erfüllt. Aber Ihr

werdet mich mit Euren Händen berühren und mich segnen, nicht wahr?.

La Trémouille flüstert Blaubart zu: Der alte Fuchs errötet.

Blaubart. Noch ein Wunder!

Erzbischof stutzig gemacht, legt ihr die Hand auf den Kopf: Kind, du bist in die Religion verliebt.

Johanna erstaunt, sieht zu ihm auf: Bin ich das? Daran habe ich nie gedacht. Ist das etwas Böses?

Erzbischof. Es ist nichts Böses, mein Kind, aber es ist gefährlich.

Johanna erhebt sich und ein Sonnenstrahl sorgloser Glückseligkeit erhellt ihr Antlitz: Überall ist Gefahr, ausgenommen im Himmel. Oh, mein hoher Herr, Ihr habt mir so viel Kraft, so viel Mut gegeben, oh, wie wundervoll, ein Erzbischof zu sein.

Der Hofstaat lächelt ungeniert, kichert sogar ein wenig.

Erzbischof richtet sich peinlich berührt auf: Meine Herren, Euer Leichtsinn wird durch den Glauben dieses Mädchens zurechtgewiesen. Ich bin, Gott helfe mir, sehr unwürdig, aber Eure Lustigkeit ist Todsünde.

Alle ziehen lange Gesichter. Tödliches Schweigen.

Blaubart. Eminenz, wir haben über das Mädchen gelacht, nicht über Euch.

Erzbischof. Was, nicht über meine Würdelosigkeit, sondern über ihren Glauben? Gilles de Rais, diese Jungfrau hat prophezeit, daß der Lästerer in seiner Sünde ertrinken werde . . .

Johanna traurig: Nein.

Erzbischof bringt sie mit einer Geste zum Schweigen: Ich prophezeie jetzt, daß Ihr wegen Eurer Sünden dereinst gehängt werdet, wenn Ihr nicht lernt, wann Ihr zu lachen und wann zu beten habt.

Blaubart. Eminenz, ich verdiene den Verweis. Es tut mir leid. Mehr kann ich nicht sagen. Aber wenn Ihr mir den Henkerstrick prophezeit, werde ich einer Versuchung niemals widerstehen können, denn ich werde immer sagen: wenn ich schon gehängt werden soll, dann doch lieber wegen eines schwereren Verbrechens.

Das ermutigt die Höflinge, es wird wieder gekichert.

Johanna empört: Du bist ein Taugenichts, Blaubart. Es ist sehr frech von dir, dem Erzbischof so zu antworten.

La Hire mit einem gewaltigen Kichern: Gut gesagt, Mädel, gut gesagt.

Johanna ungeduldig zum Erzbischof: Oh, mein hoher Herr, wollt Ihr nicht all diese dummen Leute heimschicken, damit ich mit dem Dauphin allein sprechen kann?

La Hire gutmütig: Ich kann den Wink verstehen. *Er grüßt, wendet sich auf seinen Absätzen um und geht hinaus.*

Erzbischof. Nun, meine Herren, Gottes Segen ist mit dem Mädchen, man muß ihm den Willen tun.

Die Höflinge ziehen sich zurück, einige durch den Bogen, andere auf der gegenüberliegenden Seite. Der Erzbischof geht auf die Tür zu; die Herzogin und La Trémouille folgen ihm. Da der Erzbischof an Johanna vorbeigeht, fällt sie auf die Knie und küßt leidenschaftlich den Saum seines Gewandes. Er schüttelt mit unwillkürlicher Verwahrung den Kopf, entzieht sich ihr und geht ab. Johanna bleibt kniend zurück, der Herzogin im Wege.

Herzogin kalt: Wollen Sie mir gefälligst erlauben, vorbeizugehen?

Johanna erhebt sich rasch und tritt zurück: Bitte vielmals um Verzeihung, gnädige Frau.

Die Herzogin geht vorüber, Johanna starrt ihr nach und flüstert dann dem Dauphin zu.

Johanna. Ist das die Königin?

Karl. Nein, sie tut nur so.

Johanna starrt der Herzogin nach: Oooh! *Ihr ungeheures Erstaunen über die lächerliche Figur, welche die herrlich gekleidete Dame macht, ist nicht sehr schmeichelhaft.*

La Trémouille sehr mürrisch: Ich muß Eure Hoheit ersuchen, meine Frau nicht zu verhöhnen. *Er geht ab, die andern sind schon fort.*

Johanna zum Dauphin: Wer ist der alte Brummbär?

Karl. Der Herzog von Trémouille.

Johanna. Was hat er für ein Amt?

Karl. Er gibt vor, die Armee zu befehligen. Und so

oft ich einen Freund finde, an dem mir gelegen ist, bringt er ihn um.

Johanna. Warum duldest du das?

Karl geht verdrießlich nach der Seite des Saales, auf der sich der Thron befindet, um ihrem magnetischen Einflusse zu entgehen: Wie kann ich ihn hindern? Er tyrannisiert mich. Sie tyrannisieren mich alle.

Johanna. Hast du Angst?

Karl. Ja, ich habe Angst. Es ist zwecklos, mir deshalb Vorwürfe zu machen. Es ist alles schön und gut für diese starken Männer mit ihrer Rüstung, die für mich zu schwer ist, und ihren Schwertern, die ich kaum heben kann, und ihren Muskeln und ihrem Geschrei und ihrer schlechten Laune. Die kämpfen gern. Die meisten von ihnen treiben Unfug, sobald sie einmal nicht kämpfen — aber ich bin ruhig und vernünftig und will keinem Menschen ans Leben. Ich will nur, daß man mich zufrieden läßt, dann könnte ich mich auf meine eigne Weise vergnügen. Ich hab' mir nicht gewünscht, König zu sein, es ist mir auferlegt worden. Wenn du mir also sagen willst: „Sohn des heiligen Ludwig, ergreife das Schwert deiner Ahnen und führe uns zum Sieg", dann spare lieber deinen Atem, deine Suppe damit zu kühlen, denn ich vermag das nicht. Ich bin nicht so gebaut, und damit basta!

Johanna scharf und herrisch: Du lieber Himmel! Zuerst sind wir alle so. Ich werde dich mit Mut erfüllen.

Karl. Aber ich will nicht mit Mut erfüllt werden. Ich will in einem bequemen Bett schlafen und nicht in fortwährender Angst leben, getötet oder verwundet zu werden. Erfülle die andern mit Mut, die sollen sich satt kämpfen, aber mich laß zufrieden.

Johanna. Es ist umsonst, lieber Charlie. Du mußt tragen, was Gott dir auferlegt. Wenn es dir nicht gelingt, dich zum König zu machen, wirst du ein Bettler werden. Wozu taugst du sonst? Komm, zeig' mir, wie du auf dem Thron sitzest, darauf habe ich mich gefreut.

Karl. Wozu auf dem Thron sitzen, wenn die andern Kerle Befehle geben. Immerhin. *Er setzt sich auf den Thron und macht eine jämmerliche Figur.* Da hast du deinen König. Sieh dich satt an dem armen Teufel.

Johanna. Du bist noch nicht König, Kleiner. Du bist nur Dauphin. Laß dich von deiner Umgebung nicht davon abbringen. Die Aufmachung macht einen leeren Kopf nicht voll. Ich kenne das Volk, das wirkliche, das dein Brot für dich bereitet. Und ich sage dir, es wird keinen Mann König von Frankreich nennen, ehe das heilige Öl sein Haar gesalbt hat und ehe er selbst in der Kathedrale zu Reims geweiht und gekrönt ist. Auch brauchst du neue Kleider, Charlie. Warum nimmt sich die Königin deiner nicht ordentlich an?

Karl. Wir sind zu arm. Alles Geld, das wir ersparen können, braucht sie für sich, um sich herzurichten. Übrigens sehe ich sie gerne herrlich gekleidet und lege keinen Wert darauf, was ich selber trage. Ich werde doch immer häßlich aussehen.

Johanna. Du hast etwas wie Güte an dir, Charlie, aber es ist doch nicht die Güte eines Königs.

Karl. Wir werden schon sehen. Ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe. Ich halte meine Augen offen und kann dir sagen, daß ein guter Vertrag zehn gute Schlachten wert ist. Wenn diese Haudegen Verträge schließen, verlieren sie alles wieder, was sie in den Schlachten gewinnen. Wenn wir nur einen Vertrag zustande bringen, dann werden die Engländer bestimmt den kürzeren ziehen, weil sie besser kämpfen als denken können.

Johanna. Wenn die Engländer siegen, werden sie den Vertrag machen, und dann helfe Gott dem armen Frankreich. Du mußt kämpfen, Charlie, ob du nun willst oder nicht. Ich will vorangehen, um dir Mut einzuflößen. Wir müssen unsern Mut in beide Hände nehmen, jawohl, und auch mit beiden Händen darum beten.

Karl kommt vom Thron herab und durchschreitet wieder den Saal, um ihrer überwältigenden Dringlichkeit zu entgehen: Oh, hör' doch auf von Gott und von Gebeten zu sprechen.

Ich kann Leute, die fortwährend beten, nicht vertragen. Ist es nicht schon schlimm genug, daß man es in gewissen Stunden tun muß?

Johanna bemitleidet ihn: Du armes Kind. Du hast in deinem Leben noch nie gebetet. Ich muß es dich von Grund auf lehren.

Karl. Ich bin kein Kind, ich bin ein erwachsener Mann und Vater und will mich nicht mehr belehren lassen.

Johanna. Ja, du hast einen kleinen Sohn, der Ludwig XI. sein wird, wenn du stirbst. Willst du nicht für den kämpfen?

Karl. Für diesen scheußlichen Bengel? O nein! Er haßt mich, er haßt jedermann, das selbstsüchtige kleine Ungeheuer. Ich will nicht von Kindern belästigt werden, ich will weder Vater noch Sohn sein. Der Sohn des heiligen Ludwig schon gar nicht. Ich will keines von all den schönen Dingen sein, von denen ihr alle den Kopf voll habt. Ich will genau das sein, was ich bin. Warum kannst du dich nicht um deine eigenen Angelegenheiten kümmern und mich den meinen überlassen?

Johanna wieder verachtungsvoll: Sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, das ist genau so, als ob man sich um seinen eigenen Körper kümmern wollte. Es ist der sicherste Weg, sich krank zu machen. Was ist meine Angelegenheit? Der Mutter zu Hause zu helfen. Was ist die deine? Schoßhündchen zu streicheln und Zuckerwerk zu knabbern. Ich nenne das Dreck. Ich sage dir, das, was wir hier zu tun haben, ist Gottes Sache, nicht unsere eigene. Ich habe eine Botschaft von Gott an dich, und du mußt darauf hören, wenn auch dein Herz vor ihrer Furchtbarkeit zerbricht.

Karl. Ich brauche keine Botschaft. Aber kannst du mir Geheimnisse verraten? Kannst du Krankheiten heilen? Kannst du Blei in Gold verwandeln oder dergleichen?

Johanna. Ich kann dich in der Kathedrale zu Reims in einen König verwandeln, und das ist ein Wunder, das ein tüchtiges Stück Arbeit kosten wird, wie es scheint.

Karl. Wenn wir nach Reims fahren und eine Krönung haben, wird Anna neue Kleider wollen, und wir können uns keine leisten. Ich bin ganz gut so, wie ich bin.

Johanna. Wie du bist? Und was bist du? Weniger als der ärmste Schafhirte meines Vaters. Du bist kein gesetzmäßiger Eigentümer Frankreichs, deines eigenen Landes, ehe du nicht geweiht bist.

Karl. Ich werde aber sowieso nie der gesetzmäßige Eigentümer meines Landes sein. Wird die Weihe meine Hypotheken abzahlen? Ich habe dem Erzbischof und dem dicken Grobian Trémouille mein letztes Stück Land verpfändet. Selbst Blaubart bin ich Geld schuldig.

Johanna ernst: Lieber kleiner Charlie, ich bin vom Lande, und meine Kraft rührt von der Landarbeit her, und ich sage dir, das Land gehört dir, damit du es rechtschaffen regierst und Gottes Frieden darin hältst, aber nicht, damit du es versetzest, wie ein betrunkenes Frauenzimmer die Kleider ihrer Kinder versetzt. Gott hat mich zu dir geschickt, dir zu sagen, daß du in der Kathedrale niederknien und dein Königreich feierlich für immer und ewig an Gott hingeben und der größte König der Welt werden sollst, als sein Schatzmeister und sein Landvogt, sein Soldat und sein Diener. Der Erdboden Frankreichs wird geheiligt sein, seine Soldaten werden Soldaten Gottes, die rebellischen Herzöge werden Rebellen gegen Gott sein. Die Engländer werden auf die Knie fallen und dich anflehen, ihnen zu gestatten, in Frieden an ihre gesetzlichen Heimstätten zurückzukehren. Willst du ein armer kleiner Judas sein und Ihn, der mich gesandt hat, verraten?

Karl angelockt: Oh, wenn ich es nur wagen könnte!

Johanna. Ich werde es wagen und immer wieder wagen in Gottes Namen. Bist du für mich oder gegen mich?

Karl erregt: Ich will es wagen. Ich mache dich aber darauf aufmerksam, daß ich nicht auf der Höhe werde bleiben können. Aber ich will es wagen, du sollst schon

sehen. *Er läuft zur Haupttür zurück und ruft:* Hallo, kommt alle wieder zurück! *Zu Johanna, indem er an den entgegengesetzten Bogen zurückläuft:* Gib acht, bleib bei mir und erlaube nicht, daß man mich tyrannisiert. *Durch den Bogen:* Heda, kommt alle, der ganze Hof! — *Er setzt sich auf den königlichen Stuhl, während alle schwatzend und neugierig an ihre früheren Plätze gehen.* Jetzt kann ich nicht mehr zurück. Doch einerlei. Es geht los. *Zum Edelknaben:* Schaff' Ruhe, du kleines Ungeheuer, ja?

Edelknabe greift nach einer Hellebarde wie zuvor und stößt sie wiederholt auf den Boden: Ruhe für Seine Majestät, den König. Der König spricht. *Gebieterisch:* Wollt ihr schweigen, ihr dort?! *Stillschweigen.*

Karl steht auf: Ich habe den Oberbefehl über das Heer der Jungfrau übertragen. Die Jungfrau kann tun, was ihr gefällt.

Allgemeines Erstaunen. La Hire entzückt, schlägt seinen Panzerhandschuh auf seine Schenkelschiene.

La Trémouille wendet sich drohend gegen Karl: Was heißt das? Das Heer steht unter meinem Befehl!

Johanna legt Karl rasch ihre Hand auf die Schulter, als er instinktiv zurückweicht.

Karl mit grotesker Anstrengung, die in einer übertriebenen Geste gipfelt, schnalzt dem Marschall mit den Fingern vors Gesicht.

Johanna. Da hast du deine Antwort, alter Brummbär. *Plötzlich reißt sie das Schwert aus der Scheide, da sie erät, daß ihr Augenblick jetzt gekommen ist.* Wer ist für Gott und die Jungfrau, wer für Orleans, mit mir?

La Hire hingerissen, zieht auch: Für Gott und die Jungfrau. Nach Orleans.

Alle Ritter folgen mit Begeisterung seinem Beispiel: Nach Orleans!

Johanna, strahlend, fällt auf die Knie und dankt Gott. Sie knien alle, mit Ausnahme des Erzbischofs, der mit einem Zeichen den Segen erteilt und La Trémouille, der fluchend zusammenbricht.

Vorhang

DRITTE SZENE

Orleans am 29. Mai 1429. Dunois, 26 Jahre alt, geht auf und ab, auf einem Grundstück am südlichen Ufer der silbernen Loire, von wo man nach beiden Richtungen eine weite Aussicht über den Fluß hat. Er hat seine Lanze mit einem Fähnlein in den Boden rammen lassen. Es flattert im heftigen Ostwind. Sein Schild mit dem Linksschrägbalken (das Zeichen unehelicher Geburt) liegt daneben. Er hat seinen Kommandostab in der Hand. Er ist gut gewachsen und trägt seine Rüstung leicht. Seine breite Stirne und sein spitzes Kinn geben ihm ein gleichseitiges dreieckiges Antlitz, das schon Spuren seines tätigen Dienstes und seiner Verantwortlichkeit trägt. Er hat den Ausdruck eines gutmütigen und fähigen Mannes, der weder Ziererei noch törichte Illusionen kennt. Sein Edelknabe sitzt auf dem Boden, die Ellbogen auf den Knien, die Wangen auf den Fäusten, und beobachtet müßig das Wasser. Es ist Abend, und sowohl der Mann als auch der Junge sind von der Schönheit der Loire bewegt.

Dunois bleibt einen Augenblick stehen, um auf das wehende Fähnchen zu blicken und enttäuscht den Kopf zu schütteln, bevor er seinen Gang wieder aufnimmt: Westwind, Westwind, Westwind! Du bist eine Dirne, standhaft, wenn du leichtfertig sein sollst, und leichtfertig, wenn du standhaft sein sollst. Westwind auf der Silberloire. Was für ein Wort reimt sich auf Loire? *Er blickt wieder auf das Fähnchen und schüttelt die Faust danach.* Wende dich, du verdammte englische Hure von einem Wind, wende dich, wehe von Westen, wehe von Westen, sage ich dir. *Mit einem Seufzer setzt er seinen Gang schweigend fort, beginnt aber bald von neuem:* Westwind, Hurenwind, liederlicher Wind, eigensinniger Wind, weibischer Wind, falscher Wind jenseits des Wassers, wirst du niemals wieder blasen?

Edelknabe auf die Füße springend: Seht, was dort schwebt!

Dunois fährt aus seiner Träumerei auf, eifrig: Wo? Wer? Die Jungfrau?

Edelknabe. Nein, der Fischreiher. Wie ein blauer Blitz verschwand er dort im Busch.

Dunois wütend enttäuscht: Ist das alles? Du verdammter

junger Idiot, ich hätte Lust, dich in den Fluß zu werfen.

Edelknabe unerschrocken, da er seinen Mann kennt: Er sah verteufelt lustig aus, dieser blaue Blitz. Seht, dort schwebt der andere.

Dunois läuft erregt zum Ufer des Flusses: Wo? Wo?

Edelknabe zeigt mit dem Finger: Dort über dem Rohr.

Dunois entzückt: Ich sehe schon.

Sie folgen dem Flug, bis der Vogel verschwindet.

Edelknabe. Ihr habt mich gestern ausgezankt, weil ich Euch nicht rechtzeitig aufmerksam machte.

Dunois. Du wußtest, daß ich auf die Jungfrau gewartet habe, als du zu schreien begannst. Ich werde dir das nächste Mal schon was geben, was dich schreien machen wird.

Edelknabe. Sind diese Vögel nicht entzückend, ich wollte, ich könnte sie fangen.

Dunois. Wehe dir, wenn ich dich einmal dabei erwische,wie du sie fängst. Dann werd' ich dich einen Monat lang in einen eisernen Käfig stecken, um dich zu lehren, was ein Käfig ist. Du bist ein abscheulicher Junge.

Edelknabe lacht und kauert sich nieder wie zuvor.

Dunois auf und ab gehend:

Blauer Vogel, blauer Vogel,
da ich dir so wohlgesinnt,
wende du für mich den Wind.

Nein, das klingt schlecht. —

der sich so versündigt hat,
als er um den Westwind bat —

Das ist schon besser. Allerdings hat's keinen rechten Sinn. *Er steht dicht hinter dem Edelknaben:* Du abscheulicher Junge! *Wendet sich ab von ihm.* Maria mit dem blauen Stirnband, Fischreihers Farbe, mißgönnst du mir den Westwind?

Die Stimme einer Schildwache aus dem Westen: Halt! Wer da?!

Johannas Stimme: Die Jungfrau!

Dunois. Laßt sie durch. Hierher, Jungfrau, zu mir!

Johanna, in glänzender Rüstung, stürzt wütend herein. Der Wind hört auf, und das Fähnlein hängt müßig an der Lanze herab. Aber Dunois ist mit Johanna zu sehr beschäftigt, um es zu bemerken.

Johanna schlicht: Bist du der Bastard von Orleans?

Dunois zeigt kalt und streng auf seinen Schild: Du siehst den Schrägbalken. Bist du Johanna, die Jungfrau?

Johanna. Jawohl.

Dunois. Wo sind deine Truppen?

Johanna. Meilenweit zurück. Sie haben mich hintergangen und auf die falsche Seite des Flusses geführt.

Dunois. Das befahl ich ihnen.

Johanna. Warum? Die Engländer stehen doch auf der anderen Seite.

Dunois. Die Engländer stehen auf beiden Seiten.

Johanna. Aber Orleans ist auf der anderen Seite. Dort müssen wir die Engländer bekämpfen; wie können wir über den Fluß setzen?

Dunois grimmig: Es gibt eine Brücke.

Johanna. In Gottes Namen denn: überschreiten wir die Brücke und stürzen wir uns auf sie.

Dunois. Das scheint einfach, aber es geht nicht.

Johanna. Wer sagt das?

Dunois. Ich sag' es, und ältere und weisere Köpfe als meiner sind der gleichen Ansicht.

Johanna schroff: Dann sind deine älteren und weiseren Köpfe Dummköpfe. Sie haben dich zum besten gehalten, und jetzt wollen sie auch mich zum besten halten, indem sie mich auf die falsche Seite des Ufers führen. Weißt du nicht, daß ich dir bessere Hilfe bringe, als jemals irgendein Feldherr oder irgendeine Stadt erhalten hat?

Dunois lächelt geduldig: Deine eigene Hilfe?

Johanna. Nein, die Hilfe und den Rat des Königs des Himmels. Wo ist der Weg zur Brücke?

Dunois. Du bist ungeduldig, Jungfrau!

Johanna. Ist das eine Zeit für Geduld? Der Feind steht vor unseren Toren, und wir stehen hier und tun nichts. Oh, warum kämpfst du nicht? Hör' mich an. Ich will dich von der Furcht befreien. Ich —

Dunois lacht herzlich und winkt ihr ab.

Dunois. Nein, nein, Mädel, wenn du mich von der Furcht befreitest, wäre ich ein sehr guter Ritter für ein Märchen, aber ein sehr schlechter Befehlshaber für das Heer. Sieh, ich will damit anfangen, einen Soldaten aus dir zu machen. *Er führt sie an den Rand des Wassers.* Siehst du die beiden Schanzen am Ende der Brücke? Die großen?

Johanna. Ja, sind es unsere oder die der Goddams?

Dunois. Schweig und hör' mir zu. Wenn ich mit nur zehn Mann in einer jener beiden Schanzen wäre, könnte ich sie halten, selbst gegen ein ganzes Heer. Die Engländer haben mehr als zehnmal zehn Goddams in diesen Schanzen, um sie gegen uns zu halten.

Johanna. Gegen Gott können sie sie nicht halten. Gott hat ihnen das Land unter jenen Schanzen nicht gegeben, sie haben es ihm gestohlen. Uns gab er es. Ich will die Schanzen erobern!

Dunois. Allein?

Johanna. Unsere Männer werden sie erobern. Ich werde sie führen.

Dunois. Kein einziger Mann wird dir folgen.

Johanna. Ich werde mich nicht umsehen, ob mir einer folgt.

Dunois erkennt ihren Mut und klopft ihr herzlich auf die Schulter: Gut! Du hast das Zeug zu einem Soldaten in dir. Du bist in den Krieg verliebt.

Johanna stutzt: Ach! und der Erzbischof sagte, ich wäre in die Religion verliebt.

Dunois. Gott verzeih mir, ich selber bin ein wenig in das häßliche Scheusal Krieg verliebt. Ich bin wie ein Mann mit zwei Frauen — willst du eine Frau mit zwei Männern sein?

Johanna prosaisch: Ich werde niemals einen Gatten nehmen. In Toul hat mich ein Mann verklagt, weil ich das Eheversprechen gebrochen habe, aber ich habe mich ihm nie versprochen. Ich bin Soldat, ich will nicht als Frau gelten. Ich will mich nicht wie eine Frau kleiden. Ich

kümmere mich nicht um Dinge, um die sich Frauen kümmern. Sie träumen von Liebhabern und von Geld; — ich träume von der Führung eines Angriffes und von der Aufstellung der großen Kanonen. Ihr Soldaten wißt nicht, wie man die großen Kanonen verwenden soll. Ihr glaubt, man kann Schlachten mit viel Getöse und Rauch gewinnen.

Dunois achselzuckend: Das stimmt. Meistens macht Artillerie mehr zu schaffen, als sie wert ist.

Johanna. Ja, Kamerad, aber man kann steinerne Mauern nicht mit Pferden bekämpfen. Man muß Kanonen haben und zwar große Kanonen!

Dunois lacht über ihre Ungezwungenheit und erwidert sie: Ja Mädel, aber ein festes Herz und eine starke Leiter werden die steinigsten Mauern überwinden.

Johanna. Ich will die erste auf der Leiter sein, wenn wir die Schanze erreichen, Bastard. Ich fordere dich heraus, mir zu folgen.

Dunois. Du darfst keinen Generalstabsoffizier herausfordern, Johanna. Nur Kompagnieoffiziere dürfen sich das Vergnügen persönlicher Tapferkeit leisten. Übrigens mußt du wissen, daß du mir als Heilige und nicht als Soldat willkommen bist. Ich habe Wagehälse genug auf Rufweite, wenn die mir helfen könnten.

Johanna. Ich bin kein Wagehals, ich bin ein Diener Gottes, mein Schwert ist geweiht. Ich fand es hinter dem Altar der Katharinen-Kirche, wo Gott es für mich verwahrt hat, und ich werde vielleicht keinen Streich damit führen. Mein Herz ist voll Mut, nicht voll Zorn. Ich werde vorangehen, und deine Leute werden folgen, das ist alles, was ich vermag. Aber ich muß es tun, du wirst mich nicht aufhalten.

Dunois. Alles zu seiner Zeit. Unsere Leute können die Schanzen nicht durch einen Ausfall über die Brücke erobern. Sie müssen zu Wasser kommen und die Engländer auf dieser Seite im Rücken fassen.

Johanna ihr militärischer Sinn bewährt sich: Dann laß Flöße bauen und pflanze große Kanonen darauf, und laß deine Leute zu uns herüberkommen.

Dunois. Die Flöße sind schon fertig und die Männer sind eingeschifft, aber sie müssen auf Gott warten.

Johanna. Was soll das heißen? Gott wartet auf sie.

Dunois. Dann soll er uns einen Wind schicken. Meine Schiffe liegen stromabwärts, sie können nicht herauf gegen beide Mächte, Wind und Strömung — wir müssen warten, bis Gott den Wind wendet. Komm, ich will dich in die Kirche führen.

Johanna. Nein! Ich liebe die Kirche; aber die Engländer werden sich Gebeten nicht ergeben, sie verstehen nichts als Hieb und Stoß. Ich will nicht in die Kirche gehen, ehe wir sie geschlagen haben.

Dunois. Doch, du mußt. Du mußt dort etwas für mich besorgen.

Johanna. Was denn?

Dunois. Du mußt um einen Westwind beten. Ich habe gebetet und zwei silberne Kerzenhalter gespendet. Aber meine Gebete blieben unerhört. Vielleicht werden deine erhört. Du bist jung und unschuldig.

Johanna. O ja, du hast recht. Ich will beten, ich will es der heiligen Katharina sagen, sie wird Gott bewegen, mir einen Westwind zu schicken. Schnell, zeig' mir den Weg zur Kirche.

Edelknabe niest heftig: Hatschi!

Johanna. Helf Gott, Kind. Komm, Bastard.

Sie gehen ab. Der Edelknabe erhebt sich, um zu folgen. Er nimmt den Schild und will den Speer ebenso mitnehmen, als er das Fähnlein bemerkt, das jetzt ostwärts weht.

Edelknabe läßt den Schild fallen und ruft ihnen aufgeregt nach: Herr! Herr! Fräulein!

Dunois läuft zurück: Was ist los? Der Fischreiher? *Er blickt erregt über den Fluß nach ihm aus.*

Johanna bei ihnen: Oh, ein Fischreiher? Wo?

Edelknabe. Nein, der Wind, der Wind, der Wind. *Er zeigt auf das Fähnlein.* Deshalb habe ich niesen müssen.

Dunois blickt nach dem Fähnlein: Der Wind hat sich gedreht! *Er bekreuzigt sich.* Gott hat gesprochen. *Er kniet nieder*

und reicht Johanna seinen Feldherrnstab. Du befehligst die Armee des Königs. Ich bin dein Soldat!

Edelknabe blickt den Fluß hinab: Die Boote sind abgestoßen. Sie fliegen stromaufwärts wie von selbst!

Dunois erhebt sich: Nun zu den Schanzen. Du wagtest mich herauszufordern, dir zu folgen. Wagst du auch, mich zu führen?

Johanna bricht in Tränen aus, wirft ihre Arme um Dunois und küßt ihn auf beide Wangen: Dunois, lieber Waffenbruder, hilf mir, meine Augen sind blind vor Tränen. Setze meinen Fuß auf die Leiter und sage: Vorwärts, Johanna!

Dunois zieht sie hinaus: Laß nur die Tränen. Vorwärts zum Blitz der Kanonen.

Johanna mit flammendem Mut: Ah!

Dunois zieht sie mit sich fort: Für Gott und Sankt Denis!—

Edelknabe gellend: Die Jungfrau, die Jungfrau! Gott und die Jungfrau. Hurra! *Er reißt den Schild und die Lanze auf und springt ihnen voll vor Erregung nach.*

Vorhang

VIERTE SZENE

Ein Zelt im englischen Lager. Ein stiernackiger englischer Kaplan von fünfzig Jahren sitzt auf einem Schemel an einem Tisch und schreibt emsig. An der anderen Seite des Tisches sitzt ein imponierender Edelmann, 46 Jahre alt, in einem schönen Sessel und wendet die Blätter eines illustrierten Gebetbuches um. Der Edelmann unterhält sich. Der Kaplan kämpft mit unterdrücktem Grimm. Zur Linken des Edelmannes steht ein leerer Ledersessel, der Tisch befindet sich rechts.

Edelmann. Das ist eine Kunst, die ich mir lobe. Es gibt nichts Erbaulicheres auf Erden als ein schönes Buch mit richtig gesetzten Spaltseiten voll reicher, schwarzer Schrift, wundervollen Einfassungen und bunten Bildern. Aber heutzutage lesen die Leute Bücher, statt sie anzusehen. Als ob ein Buch nichts anderes wäre als eine der vielen Bestellungen von Speck und Kleie, die du kritzelst.

Kaplan. Ich muß schon sagen, Mylord, Ihr faßt unsere Lage sehr kühl auf, wahrhaftig, sehr kühl.

Edelmann hochnäsig: Was ist geschehen?

Kaplan. Was geschehen ist, Mylord? Wir Engländer sind geschlagen worden!

Edelmann. Ihr wißt doch, daß das vorkommt. Nur in Geschichtsbüchern und Balladen wird stets der Feind geschlagen.

Kaplan. Aber wir werden fortwährend geschlagen. Erst Orleans —

Edelmann geringschätzig: Pah, Orleans —

Kaplan. Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Mylord. Das war ein klarer Fall von Hexerei und Zauberkünsten, aber wir werden noch immer geschlagen. Jargeau, Meung, Beaugency genau wie bei Orleans. Und jetzt sind wir bei Patay niedergemetzelt worden und Sir John Talbot ist gefangengenommen. *Er wirft seine Feder hin, beinahe in Tränen:* Mir geht das nahe, Mylord, mir geht das sehr nah, ich kann es nicht ertragen, meine Landsleute von einem Haufen Ausländern geschlagen zu sehen.

Edelmann. Oh, Ihr seid Engländer, so?

Kaplan. Keineswegs, Mylord, ich bin ein Gentleman. Immerhin bin ich wie Eure Herrlichkeit in England geboren, und das macht einen Unterschied.

Edelmann. Ihr seid anhänglich an den Grund und Boden Englands, was?

Kaplan. Es gefällt Eurer Herrlichkeit, sich auf meine Kosten lustig zu machen. Euer Rang sichert Euch Straflosigkeit. Aber Eure Herrlichkeit wissen sehr gut, daß ich nicht wie ein gewöhnlicher Leibeigener an Grund und Boden hänge. Immerhin habe ich eine Empfindung dafür — *mit wachsender Aufregung:* — und ich schäme mich deswegen nicht — *erhebt sich wütend* — bei Gott, wenn das noch länger so fort geht, werf' ich meine Soutane dem Teufel hin und greife selbst zu den Waffen, um die verfluchte Hexe eigenhändig zu erwürgen.

Edelmann lacht gutmütig: Das sollt Ihr, Kaplan, das

sollt Ihr; wenn wir nichts Besseres fertigbringen, aber noch nicht, nicht augenblicklich.

Kaplan nimmt seinen Platz sehr mürrisch wieder ein.

Edelmann obenhin: Ich würde mich nicht weiter um die Hexe kümmern. Ich habe meine Pilgerfahrt ins Heilige Land hinter mir, und die himmlischen Mächte werden kaum, schon der eigenen Ehre zuliebe, gestatten, daß ich von einer Dorfhexe besiegt werde. Aber der Bastard von Orleans ist eine härtere Nuß. Und da er auch im Heiligen Lande war, sind wir einander in dieser Beziehung ebenbürtig.

Kaplan. Er ist nur ein Franzose, Mylord.

Edelmann. Ein Franzose — wo habt Ihr diesen Ausdruck aufgelesen? Fangen diese Burgunder und Bretonen und Pikarden und Gaskogner an, sich Franzosen zu nennen? Genau so, wie unsere Jungens sich Engländer zu nennen anfangen? Sie sprechen sogar von Frankreich und England als von ihren Ländern. Ihren, wenn ich bitten darf! Was soll aus uns beiden werden, wenn diese Art zu denken in die Mode kommt?

Kaplan. Warum, Mylord, kann uns das schaden?

Edelmann. Die Menschen können nicht zwei Herren dienen. Wenn dieses Gewäsch vom Dienst für das eigene Land einmal zur allgemeinen Auffassung wird, dann gute Nacht Autorität der Lehnsherren, gute Nacht Autorität der Kirche. Und das heißt: Gute Nacht Euch und mir.

Kaplan. Ich bilde mir ein, ein treuer Diener der Kirche zu sein, und zwischen mir und der vom Eroberer geschaffenen Baronie von Stogumber stehen nur sechs Vettern. Aber ich kann nicht ruhig zusehen, wie die Engländer von einem französischen Bastard und einer Hexe aus der lausigen Champagne hinausgeprügelt werden!

Edelmann. Ruhig Blut, Mann, ruhig Blut: Wir werden den Bastard schlagen und die Hexe verbrennen; alles zu seiner Zeit.

In diesem Augenblick warte ich sogar auf den Bischof von Beauvais, um die Verbrennung mit ihm vorzu-

bereiten. Eure Partei hat ihn aus seinem Kirchensprengel hinausgeworfen.

Kaplan. Erst werdet Ihr sie fangen müssen, Mylord.

Edelmann. Oder sie kaufen. Ich will ein königliches Lösegeld für sie bieten.

Kaplan. Ein königliches Lösegeld für diese Schlampe?

Edelmann. Man muß einen Spielraum lassen. Die Soldaten Karls werden sie den Burgundern verkaufen. Die Burgunder werden sie uns verkaufen, und wahrscheinlich wird es drei oder vier Mittelsmänner geben, die dabei auf ihre kleine Provision rechnen.

Kaplan. Ungeheuerlich. Daran sind nur diese Schurken von Juden schuld. Sobald irgendwo Geld von Hand zu Hand geht, drängen die Juden sich dazwischen. Ich würde keinen Juden in der Christenheit am Leben lassen, wenn es nach mir ginge.

Edelmann. Warum nicht? Die Juden geben gewöhnlich, was eine Sache wert ist. Sie lassen sich bezahlen, aber sie liefern die Ware. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Menschen, die etwas umsonst wollen, immer Christen sind.

Ein Edelknabe erscheint.

Edelknabe. Seine Hochwürden, der Bischof von Beauvais, Monsignore Cauchon.

Cauchon, ungefähr 60 Jahre alt, tritt ein; der Edelknabe zieht sich zurück. Die beiden Engländer erheben sich.

Edelmann mit beflissener Höflichkeit: Mein lieber Bischof, wie gütig von Euch, zu kommen. Erlaubt, daß ich mich vorstelle: Richard von Beauchamp Graf von Warwick steht Euch zu Diensten.

Cauchon. Der Ruhm Eurer Herrlichkeit ist mir wohlbekannt.

Warwick. Dieser hochwürdige Geistliche ist Herr Johann von Stogumber.

Kaplan zungenfertig: John Bowyer Spenser Neville von Stogumber, wenn Mylord gestatten, Bakkalaureus der Theologie und Geheimsiegelbewahrer Seiner Eminenz des Kardinals von Winchester.

Warwick zu Cauchon: Ich glaube, Ihr nennt ihn Kardinal von England, den Onkel unseres Königs.

Cauchon. Herr Johann von Stogumber, ich bin mit Seiner Eminenz noch immer sehr befreundet. *Er streckt dem Kaplan die Hand hin, der seinen Ring küßt.*

Warwick. Erweist mir die Ehre, Platz zu nehmen. *Er überläßt Cauchon seinen Sessel und stellt ihn an die Spitze des Tisches. Cauchon nimmt mit einer ernsten Verbeugung sodann den Ehrenplatz ein. Warwick holt nachlässig den Ledersessel und setzt sich an seinen früheren Platz. Der Kaplan geht zurück zu seinem Sessel. Obwohl Warwick in wohlbedachter Ehrerbietung gegen den Bischof die zweite Stelle eingenommen hat, übernimmt er wie selbstverständlich die Führung und eröffnet die Verhandlungen. Er ist immer noch freundlich und freimütig, aber in seiner Stimme ist ein neuer Ton, der bedeutet, daß er nun zur Sache kommen will.*

Warwick. Ja, Bischöfliche Gnaden, Ihr findet uns da in einem unserer unglücklichen Augenblicke. Karl soll zu Reims gekrönt werden. Eigentlich nur durch das junge Frauenzimmer aus Lothringen, und — ich darf Euch nicht täuschen, noch Euren Hoffnungen schmeicheln — wir können es nicht hindern. Ich nehme an, daß dies die Stellung Karls ungemein festigen wird.

Cauchon. Zweifellos. Es ist das Meisterstück der Jungfrau.

Kaplan wieder aufgeregt: Wir sind nicht regelrecht geschlagen worden, Eminenz. Kein Engländer wird jemals regelrecht geschlagen.

Cauchon hebt die Augenbrauen ein wenig, dann aber wird sein Gesicht rasch wieder ruhig.

Warwick. Unser Freund da ist der Ansicht, daß das junge Weib eine Zauberin sei. Ich nehme an, daß es die Pflicht Eurer hochwürdigen Herrlichkeit wäre, sie dem Inquisitionsgericht anzuzeigen, damit sie wegen dieses Verbrechens verbrannt werde.

Cauchon. Wenn sie in meinem Sprengel gefangengenommen würde, ja.

Warwick fühlt, daß er prachtvoll vorwärtskommt: Ganz recht.

Meiner Ansicht nach kann es keinen vernünftigen Zweifel daran geben, daß sie eine Hexe ist.

Kaplan. Nicht den geringsten. Eine abgefeimte Hexe.

Warwick weist die Unterbrechung freundlich zurück: Wir bitten Eminenz um seine Meinung, Herr Johann.

Cauchon. Wir werden hier nicht bloß unsere eigenen Meinungen, sondern auch die Meinungen — wenn Ihr wollt, die Vorurteile — eines französischen Gerichtshofes berücksichtigen müssen.

Warwick berichtigt ihn: Eines katholischen Gerichtshofes, Eminenz.

Cauchon. Katholische Gerichtshöfe sind aus sterblichen Menschen zusammengesetzt wie andere Gerichtshöfe, wie heilig Amt und göttliche Eingebung auch sein mögen. Und sind die Menschen Franzosen, wie die Mode sie jetzt nennt, so fürchte ich, die bloße Tatsache, daß eine englische Armee von einer französischen geschlagen worden ist, dürfte sie nicht überzeugen, daß dabei irgendeine Hexerei im Spiele gewesen ist.

Kaplan. Was? Nicht einmal, wenn sogar der berühmte Sir John Talbot von einer Hure aus der Gosse Lothringens geschlagen und gefangengenommen wurde?

Cauchon. Sir John Talbot ist, wie wir alle wissen, ein stolzer und gewaltiger Soldat, aber ich habe noch nicht gehört, daß er auch ein fähiger General ist. Und obgleich es Euch gefällt, zu behaupten, er sei von jenem Mädchen geschlagen worden, könnten einige unter uns trotzdem seine Niederlage teilweise Dunois zuschreiben.

Kaplan verachtungsvoll: Dem Bastard von Orleans!

Cauchon. Darf ich Euch daran erinnern —

Warwick unterbricht: Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Eminenz. Dunois hat mich bei Montargis geschlagen.

Cauchon verneigt sich: Ich betrachte das als Beweis, daß Herr von Dunois ein sehr begabter Feldherr ist.

Warwick. Eminenz sind die Höflichkeit in Person. Ich gebe unsererseits zu, daß Talbot nur ein kämpfender Bulle ist, und daß ihm wahrscheinlich recht geschah, als er bei Patay in Gefangenschaft geriet.

Kaplan aufgeregt: Eminenz! Bei Orleans ist der Hals dieses Frauenzimmers von einem englischen Pfeil durchbohrt worden, und man hat sie vor Schmerzen wie ein Kind weinen sehen. Es war eine Todeswunde, und dennoch hat sie den ganzen Tag gekämpft. Und als unsere Leute die gegnerischen Angriffe wie echte Engländer zurückgeschlagen hatten, schritt sie allein, ein weißes Banner in der Hand, auf die Mauer unserer Befestigung los. Der Anblick lähmte unsere Leute, sie konnten weder schießen noch fechten, während die Franzosen über sie herfielen und sie über die Brücke jagten, die plötzlich in Flammen aufging und unter ihnen zusammenbrach, so daß sie haufenweise im Fluß ertranken. War das die Feldherrnkunst Eures Bastards, oder waren jene Flammen nicht vielmehr Höllenflammen, durch Hexerei auf uns herabbeschworen?

Warwick. Eminenz werden Herrn Johanns Heftigkeit verzeihen, aber er hat unseren Fall richtig dargestellt. Dunois ist ein großer Feldherr, zugegeben — aber warum vermochte er nichts, ehe die Hexe kam?

Cauchon. Ich sage nicht, daß ihr keine übernatürlichen Kräfte zur Verfügung standen, aber die Namen auf jenem weißen Banner waren nicht die von Satan und Beelzebub, sondern die heiligen Namen unseres Herrn und seiner heiligen Mutter.

Und Euer Feldherr, der ertrank, Clahz-da nennt Ihr ihn, wenn ich nicht irre —

Warwick. Glasdale, Sir William Glasdale.

Cauchon. Glass-dell — danke. Er war kein Heiliger, und viele von unseren Soldaten glauben, er sei wegen seiner Lästerungen gegen die Jungfrau ertrunken.

Warwick fängt an, sehr unsicher dreinzusehen: Und was sollen wir aus all dem schließen, Eminenz? Hat die Jungfrau Euch bekehrt?

Cauchon. Wenn das der Fall wäre, Mylord, wäre ich so gescheit gewesen, mich hier nicht in Eure Gewalt zu geben.

Warwick in sanfter Mißbilligung: Aber, aber, Eminenz.

Cauchon. Wenn der Teufel dieses Mädchen benützt — und ich glaube, daß dem so ist —

Warwick beruhigt: Ah, hört Ihr, Herr Johann? Ich wußte, das Eure Eminenz uns nicht im Stiche lassen würden. Entschuldigt meine Unterbrechung, fahret fort —

Cauchon. Wenn dem so ist, so hat der Teufel eine weitere Voraussicht, als Ihr ihm zutraut.

Warwick. Wirklich? In welcher Richtung? Hört gut zu, Herr Johann.

Cauchon. Wenn der Teufel ein Landmädchen verdammen wollte, glaubt Ihr, er müßte wegen einer so leichten Aufgabe erst ein halbes Dutzend Schlachten gewinnen? Nein, Mylord. Jedes beliebige armselige Teufelchen könnte das ebenso gut vollbringen, wenn das Mädchen überhaupt verdammt werden sollte. Der Fürst der Finsternis läßt sich nicht zu so billiger Plackerei herab. Wenn er zum Streich ausholt, trifft er die katholische Kirche, deren Reich die ganze geistige Welt ist. Wenn er verdammt, verdammt er die Seelen des ganzen Menschengeschlechtes. Gegen diesen furchtbaren Anschlag steht die Kirche immer auf der Wacht. Und als ein Werkzeug jenes Anschlages betrachte ich dieses Mädchen. Es ist besessen, aber vom Teufel besessen.

Kaplan. Ich sagte Euch schon, sie sei eine Hexe.

Cauchon heftig: Sie ist keine Hexe — sie ist eine Ketzerin.

Kaplan. Was macht das für einen Unterschied?

Cauchon. Das fragt Ihr mich? — Ihr, ein Priester? Ihr Engländer seid merkwürdig schwerfällig in eurem Denken. All diese Dinge, die ihr Zauberei nennt, können auf natürliche Weise erklärt werden. Die Wunder dieses Weibes würden auf kein Kaninchen Eindruck machen. Sie selbst stellt sie nicht als Wunder hin. Was beweisen ihre Siege, als daß sie einen besseren Kopf auf den Schultern hat als eure fluchenden Glass-dells und eure tollen stierischen Talbots, und daß der Mut des

Glaubens, selbst wenn es ein falscher Glaube ist, den Mut des Zornes immer überwinden wird?

Kaplan kaum fähig, seinen Ohren zu trauen: Wollen Eminenz Sir John Talbot, den Erben der Grafschaft von Shrewsbury, mit einem tollen Stier vergleichen?!!!

Warwick. Für Euch würde sich das nicht schicken, Herr Johann, da Ihr noch sechs Stufen von der Baronie entfernt seid. Aber da ich ein Graf und Talbot nur ein Ritter, darf ich mir die Kühnheit gestatten, den Vergleich hinzunehmen. *Zum Bischof:* Eminenz. Ich beuge mich, was die Hexerei betrifft. Nichtsdestoweniger müssen wir das Frauenzimmer verbrennen.

Cauchon. Ich kann es nicht verbrennen. Die Kirche darf kein Leben vernichten, und meine erste Pflicht besteht darin, das Heil dieses Mädchens zu suchen.

Warwick. Zweifellos. Aber gelegentlich verbrennt Ihr trotzdem Menschen?

Cauchon. Nein. Wenn die Kirche einen hartnäckigen Ketzer als toten Zweig vom Baum des Lebens schneidet, wird er dem weltlichen Arm überliefert. Es geht die Kirche dann nichts mehr an, was der weltliche Arm zu tun für richtig befinden mag.

Warwick. Stimmt. Und in diesem Falle werde ich der weltliche Arm sein. Bitte, Eminenz, reicht mir Euren toten Zweig, und ich will dafür sorgen, daß das Feuer für ihn bereit sei. Wenn Ihr die Verantwortung für die Kirche tragen wollt, so will ich den weltlichen Arm verantworten.

Cauchon mit glimmendem Ärger: Ich kann für nichts die Verantwortung übernehmen. Ihr großen Lords seid zu geneigt, die Kirche als eine bloße politische Bequemlichkeit zu behandeln.

Warwick lächelnd und versöhnlich: Nicht in England, glaubt mir.

Cauchon. In England mehr als anderswo. Nein, Mylord, die Seele dieses Dorfmädchens ist vor Gottes Thron ebenso wertvoll wie Eure oder die Eures Königs, und meine erste Pflicht besteht darin, diese Seele zu retten.

Ich dulde nicht, daß Eure Lordschaft über mich lächelt, als ob ich eine sinnlose Redensart aufsagte und als wäre es zwischen uns vielleicht verabredet, daß ich das Mädchen an Euch verriete. Ich bin kein politischer Bischof, mir bedeutet mein Glaube soviel wie Euch Eure Ehre, und wenn es eine Lücke gibt, durch die dieses getaufte Kind Gottes zu seinem Heil hindurchschlüpfen kann, so werde ich es zu dieser Lücke führen.

Kaplan erhebt sich wütend: Ihr seid ein Verräter.

Cauchon springt auf: Das lügt Ihr, Priester! *Zitternd vor Wut:* Wenn Ihr zu tun wagt, was dieses Weib getan hat — Euer Land höher stellen als die heilige katholische Kirche — dann sollt Ihr mit ihr verbrannt werden.

Kaplan. Eminenz, ich — ich bin zu weit gegangen, ich — *Er setzt sich mit einer unterwürfigen Miene nieder.*

Warwick der ängstlich aufgestanden ist: Eminenz, ich bitte um Entschuldigung wegen des Wortes, das Herr Johann von Stogumber gebraucht hat. In England hat es nicht dieselbe Bedeutung wie in Frankreich. In Eurer Sprache bedeutet Verräter Betrüger, einen, der falsch, verräterisch, treulos und illoyal ist. In unserem Lande bezeichnen wir damit einen, der unseren englischen Interessen nicht völlig ergeben ist.

Cauchon. Das versteh ich nicht. *Er fällt würdevoll in seinen Sessel zurück.*

Warwick setzt sich wieder sehr erleichtert: Ich muß auch für mich selbst um Entschuldigung bitten, wenn ich die Verbrennung dieses armen Mädchens zu leicht zu nehmen schien. Wenn man wiederholt ganze Landstriche verbrennen sah als bloße Zwischenfälle im regelmäßigen militärischen Leben, muß man sich eine sehr dicke Haut wachsen lassen, sonst müßte man wahnsinnig werden. Ich würde es jedenfalls. Darf ich wagen, anzunehmen, daß auch Eure Eminenz, weil Ihr so viele Ketzer von Zeit zu Zeit brennen sehen müßt, gezwungen seid — wie soll ich sagen — das vom beruflichen Standpunkt aus zu betrachten, was sonst ein ganz entsetzlicher Zwischenfall wäre?

Cauchon. Ja, es ist eine schmerzliche Pflicht, sogar, wie Ihr sagt, eine entsetzliche. Doch im Vergleich mit der Entsetzlichkeit der Ketzerei ist es weniger als nichts. Ich denke nicht an den Leib dieses Mädchens, der nur wenige Augenblicke leiden und jedenfalls auf mehr oder weniger schmerzvolle Weise sterben muß, sondern an ihre Seele, die bis in alle Ewigkeit leiden könnte.

Warwick. Richtig. Und Gott gebe, daß ihre Seele gerettet wird. Aber das praktische Problem wäre, wie ihre Seele gerettet werden könnte, ohne ihren Leib zu retten, denn eines müssen wir ins Auge fassen, Eminenz: wenn dieser Kultus mit der Jungfrau weitergeht, ist unsere Sache verloren.

Kaplan mit der gebrochenen Stimme eines Mannes, der eben geweint hat: Darf ich sprechen, Mylord?

Warwick. Wahrhaftig, Herr Johann, lieber nicht, außer wenn Ihr Euch beherrschen könnt.

Kaplan. Ich will nur meine unmaßgebliche Meinung sagen. Die Jungfrau ist voll Falschheit. Sie behauptet, fromm zu sein, ihre Gebete und Beichten sind endlos, Wie kann man sie der Ketzerei beschuldigen, wenn sie keine der Obliegenheiten einer gläubigen Tochter der Kirche vernachlässigt?

Cauchon flammt auf: Eine gläubige Tochter der Kirche? Der Papst selber in seiner stolzesten Stunde wagt nicht, sich das herauszunehmen, was diese Person sich herausnimmt. Sie handelt, als ob sie die Kirche selber wäre. Sie bringt Karl die Botschaft Gottes, und die Kirche muß beiseite stehen. Sie will ihn in der Kathedrale zu Reims krönen: Sie, nicht die Kirche. Sie schickt dem König von England Briefe, worin sie ihm durch den eigenen Mund die Befehle Gottes gibt. Sie fordert ihn auf, heimzukehren auf seine Insel bei Gottes Rache, die sie sonst vollstrecken wird. Laßt Euch sagen, daß das Schreiben solcher Briefe eine Gewohnheit des verruchten Mahomed, des Antichrist, gewesen ist. Hat sie jemals in all ihren Äußerungen ein Wort von der Kirche gesagt? Niemals. Es ist immer Gott und sie selber.

Warwick. Was könnt Ihr anderes erwarten? Eine Bettlerin zu Pferde! Sie hat den Verstand verloren!

Cauchon. Wer hat sie darum gebracht? Der Teufel. Und zwar zu einem mächtigen Zweck. Er streut diese Ketzerei überall aus. Dieser Hus, der vor dreizehn Jahren zu Konstanz verbrannt wurde, hat damit ganz Böhmen aufgewiegelt. Ein Mann namens McLeef, selbst ein gesalbter Priester, hat die Pest in England verbreitet, und zu eurer Schmach ließet ihr ihn in seinem Bette sterben. Wir haben solche Leute auch hier in Frankreich, ich kenne die Brut, sie ist krebsartig. Wenn man sie nicht ausschneidet, ausstampft, ausbrennt, wird sie nicht innehalten, bevor sie den ganzen Körper der menschlichen Gesellschaft in Sünde, Verderbtheit, Laster und Untergang verwandelt hat. Durch sie trieb ein arabischer Kameltreiber Christus und seine Kirche aus Jerusalem und raste nach Westen, alles zerstörend wie ein wildes Tier, bis endlich nur die Pyrenäen und Gottes Erbarmen zwischen Frankreich und der Verdammung standen. Was aber hat dieser Kameltreiber zu Beginn anderes getan als das, was dieses Hirtenmädchen jetzt tut? Er hatte seine Stimmen vom Engel Gabriel, sie hat ihre Stimmen von der heiligen Katharina und der heiligen Margareta und dem heiligen Michael. Er erklärte sich als Bote Gottes und schrieb im Namen Gottes an die Könige der Erde. Ihre Briefe an diese Gesalbten gehen täglich ab. Nicht zur Mutter Gottes müssen wir jetzt um Fürbitte aufsehen, sondern zu Johanna der Jungfrau. Wie wird die Welt aussehen, wenn die aufgestapelte Weisheit, die Kenntnisse und die Erfahrung der Kirche, ihre Räte, gelehrte, hochwürdige fromme Männer, durch jeden unwissenden Arbeiter oder durch jedes Milchmädchen, das der Teufel mit der ungeheuerlichen Einbildung aufbläht, daß er oder sie direkt vom Himmel entflammt sei, in die Gosse gezogen werden? Es wird eine Welt des Blutes, der Wut, der Zerstörung sein, in der jedermann für sich kämpfen wird, kurz, eine Welt, die in die Barbarei zurückgeworfen ist.

Denn jetzt gibt es nur Mahomed und seine Gimpel und die Jungfrau und ihre Gimpel. Aber was wird werden, wenn jedes Mädchen sich für eine Johanna und jeder Mann sich für einen Mahomed hält? Ich schaudre bis in das Mark meiner Knochen, wenn ich daran denke. Ich habe mein ganzes Leben lang dagegen gekämpft und will bis ans Ende dagegen kämpfen.

Alle Sünden dieses Weibes mögen vergeben werden mit Ausnahme dieser Sünde, denn es ist die Sünde wider den Heiligen Geist. Und wenn die Jungfrau nicht vor der ganzen Welt im Staube widerruft und sich bis zum letzten Zoll ihrer Seele der Kirche unterwirft, dann ins Feuer mit ihr, wenn sie mir jemals in die Hände fällt.

Warwick nicht sehr ergriffen: Ihr empfindet die Sache natürlich sehr stark.

Cauchon. Und Ihr nicht?

Warwick. Ich bin Soldat und kein Geistlicher. Als Pilger habe ich die Mahomedaner kennengelernt. Sie waren nicht so unerzogen, wie man mich glauben machen wollte. In mancher Hinsicht stach ihr Benehmen von dem unsrigen günstig ab.

Cauchon unerfreut: Ich hab' das schon früher bemerkt. Die Menschen fahren nach dem Osten, um die Ungläubigen zu bekehren, und die Ungläubigen bekehren sie. Der Kreuzritter kommt als halber Sarazene zurück. Ganz abgesehen davon, daß alle Engländer geborene Ketzer sind.

Kaplan. Die Engländer Ketzer?!!! *Zu Warwick, beschwörend:* Mylord, müssen wir das hinnehmen? Seine Eminenz ist außer sich. Wie kann das, was ein Engländer glaubt, Ketzerei sein? Das ist ein Widerspruch im Begriff.

Cauchon. Ich vergebe Euch, Hochwürden von Stogumber, wegen unbesiegbarer Unwissenheit. Die dicke Luft Eures Landes zeugt keine Theologen.

Warwick. Ihr würdet nicht so sprechen, wenn Ihr uns über Religion streiten hörtet, Eminenz. Ich bedaure, daß Ihr der Meinung seid, ich müsse entweder

ein Ketzer oder ein Dummkopf sein, weil ich als gereister Mann wohl weiß, daß die Jünger Mahomeds unserem Herrn große Achtung zollen und viel eher bereit sind, dem heiligen Petrus zu verzeihen, daß er ein Fischer war, als Eure Eminenz Mahomed verzeihen können, daß er ein Kameltreiber war. Aber wenigstens können wir in dieser Sache ohne Frömmelei vorgehen.

Cauchon. Ich weiß, was ich mir zu denken habe, wenn Leute den Eifer der christlichen Kirche Frömmelei nennen.

Warwick. Das sind nur östliche und westliche Ansichten über ein und dieselbe Sache.

Cauchon bitter ironisch: Nur östliche und westliche — nur!

Warwick. Oh, Eminenz, ich widerspreche Euch nicht. Ihr werdet die Kirche hochbringen, aber Ihr müßt den Adel auch mitnehmen. Nach meiner Meinung ist gegen die Jungfrau eine stärkere Anklage zu erheben als die, die Ihr so kräftig erhoben habt. Aufrichtig gesprochen, fürchte ich nicht, daß dieses Mädchen ein zweiter Mahomed wird und die Kirche durch eine große Ketzerei verdrängt. Ich glaube, Ihr übertreibt diese Gefahr. Aber Ihr habt bemerkt, daß sie in ihren Briefen allen Königen Europas, so wie sie es schon bei Karl getan hat, einen Ausgleich aufzudrängen sucht, der den ganzen gesellschaftlichen Bau des Christentums zerstören würde?

Cauchon. Die Kirche zerstören, ich habe es Euch schon gesagt.

Warwick dessen Geduld zu Ende geht: Eminenz, ich bitte Euch, laßt die Kirche einen Augenblick beiseite und bedenkt, daß es weltliche Einrichtungen in der Welt gibt, so gut wie geistliche. Ich und meine Pairs, wir vertreten die feudale Aristokratie, so wie Ihr die Kirche vertretet, wir sind die weltliche Macht. Nun, seht Ihr nicht, wie die Idee dieses Mädchens es auf uns abgesehen hat?

Cauchon. Wie kann ihre Idee es auf Euch abgesehen haben, ausgenommen wie sie es auf uns alle abgesehen hat — durch die Kirche?

Warwick. Ihre Idee besteht darin, daß die Könige ihre Reiche Gott schenken und dann als Gottesverwalter regieren sollen.

Cauchon uninteressiert: Das ist theologisch vollkommen richtig, Mylord. Aber der König wird kaum darauf hören, vorausgesetzt, daß er regiert. Es ist eine abstrakte Idee, eine bloße Redensart.

Warwick. Durchaus nicht. Es ist ein listiger Anschlag, um die Aristokratie zu unterdrücken und den König zum alleinigen und absoluten Herrn zu machen. Statt daß der König bloß der Erste unter seinen Pairs sein soll, wird er deren Herr. Das können wir nicht dulden. Wir erkennen keinen Herrn an. Dem Namen nach bekommen wir unsere Länder und Würden vom König, weil der Bau der menschlichen Gesellschaft einen Schlußstein haben muß; aber wir halten unsere Länder in eigenen Händen und verteidigen sie mit unseren eigenen Schwertern und den Schwertern unserer eigenen Vasallen.

Die Lehre der Jungfrau aber wird dem König gestatten, unsere Länder — unsere Länder! — einzustecken und sie Gott zum Geschenke zu machen, und Gott wird sie dann dem König allein anvertrauen.

Cauchon. Habt ihr das zu befürchten? Ihr seid doch schließlich die Königsmacher. York oder Lancaster in England, Lancaster oder Valois in Frankreich, sie regieren so, wie es euch gefällt.

Warwick. Ja, aber nur so lange, als die Leute ihren Lehnsherren gehorchen und den König nur als wandernde Schaustellung kennen, dem nichts gehört als die Landstraße, die jedermann gehört. Wenn die Gedanken und die Herzen der Menschen dem König zugewendet würden und ihre Lehnsherren in ihren Augen zu den Dienern des Königs herabsänken, könnte der König einen nach dem andern übers Knie brechen, und was

wären wir dann anderes als livrierte Höflinge in seinen Hallen?

Cauchon. Dennoch habt Ihr nichts zu fürchten, Mylord. Manche sind geborene Könige und manche geborene Staatsmänner. Die beiden sind selten in einer Gestalt vereinigt. Wo fände der König Ratgeber, die ihm eine solche Politik vorschlagen und sie ausführen würden?

Warwick mit einem nicht sehr freundlichen Lächeln: Vielleicht in der Kirche, Eminenz.

Cauchon mit einem ebenso sauren Lächeln, zuckt die Achseln und widerspricht ihm nicht.

Warwick. Nieder mit den Lehnsherrn, und die Kardinäle werden alles nach ihrem eigenen Gutdünken besorgen.

Cauchon versöhnlich, gibt seinen polemischen Ton auf: Mylord, wir werden die Jungfrau nicht besiegen, indem wir einander bekämpfen. Ich weiß sehr gut, daß es in der Welt einen Willen zur Macht gibt. Ich weiß, daß, solange dieser Wille da ist, zwischen Kaiser und Papst, zwischen den Herzögen und den politischen Kardinälen, zwischen den Lehnsherren und den Königen gekämpft werden wird. Der Teufel trennt uns und regiert. Ich sehe, Ihr seid kein Freund der Kirche. Ihr seid zuerst und zuletzt ein Graf, wie ich zuerst und zuletzt ein Bischof bin. Aber können wir unsere Meinungsverschiedenheiten im Angesicht eines gemeinsamen Feindes nicht beiseite lassen? Ich sehe jetzt, Ihr macht diesem Mädchen nicht zum Vorwurf, daß es niemals die Kirche erwähnt hat und nur an Gott und an sich selbst denkt, sondern daß es niemals den Adel erwähnt hat und nur an den König und an sich selbst denkt.

Warwick. Ganz richtig. Schließlich ist beides aber ein und dasselbe. Es geht in die Tiefe, Eminenz; es ist der Protest der individuellen Seele gegen die Vermittlung des Priesters oder des Pairs zwischen dem Privatmann und seinem Gott. Ich würde es Protestantismus nennen, wenn ich dafür einen Namen finden müßte.

Cauchon blickt ihn hart an: Ihr versteht es außerordentlich gut, Mylord. Kratze einen Engländer, und du findest einen Protestanten.

Warwick spielt äußerste Höflichkeit: Ich glaube, Ihr seid nicht ganz frei von Sympathie für die weltliche Ketzerei der Jungfrau, Eminenz, ich überlasse es Euch, einen Namen dafür zu finden.

Cauchon. Ihr mißversteht mich, Mylord. Ich habe keinerlei Sympathien mit ihren politischen Anmaßungen. Aber als Priester habe ich einen Einblick in die Gedanken der gewöhnlichen Menschen gewonnen, und dort werdet Ihr noch einen höchst gefährlichen Gedanken finden. Ich kann ihn nur mit solchen Redensarten ausdrücken, als da sind: Frankreich für die Franzosen, England für die Engländer, Italien für die Italiener, Spanien für die Spanier und so weiter. Der Gedanke ist manchmal so beschränkt und bitter für das Landvolk, daß es mich überrascht, wie dieses Landmädchen sich über den Gedanken erheben kann: ihr Dorf für ihre Dorfbewohner. Aber sie kann es, sie tut es. Wenn sie droht, die Engländer vom Boden Frankreichs zu vertreiben, denkt sie zweifellos an den Boden des ganzen Landes, in welchem Französisch gesprochen wird. Für sie sind die französisch sprechenden Menschen das, was die Heilige Schrift als eine Nation bezeichnet. Nennt diesen Teil ihrer Ketzerei Nationalismus, wenn Ihr wollt, ich kann Euch keinen besseren Namen dafür finden; ich kann Euch nur versichern, daß er durchaus antikatholisch und antichristlich ist. Denn die katholische Kirche kennt nur ein Reich — und das ist das Reich des Königtums Christi. Zerteilt dieses Königtum in Nationen, und Ihr entthront Christus. Und wenn Christus einmal entthront ist, wer wird dann zwischen unseren Gurgeln und dem Schwerte stehen? Die Welt wird in einem Blutbad untergehen.

Warwick. Nun, wenn Ihr den Protestanten verbrennen wollt, will ich den Nationalisten verbrennen, obgleich ich dabei Hochwürden Johann vielleicht nicht

auf meiner Seite haben werde. England für die Engländer dürfte ihm zusagen.

Kaplan. Gewiß ist „England für die Engländer" selbstverständlich. Das ist einfach Naturgesetz. Aber dieses Frauenzimmer macht England seine gesetzmäßigen Eroberungen streitig, zu denen Gott es ermächtigt hat, wegen seiner besonderen Fähigkeit, weniger zivilisierte Rassen zu deren eigenem Vorteil zu regieren. Ich begreife nicht, was Eure Herrlichkeiten unter den Ausdrücken Protestant und Nationalist verstehen. Ihr seid zu gelehrt und zu klug für einen armen Geistlichen meinesgleichen, aber der gewöhnliche Menschenverstand sagt mir, daß diese Person ein Rebell ist, und das genügt mir. Sie rebelliert gegen die Natur, indem sie männliche Kleider trägt und kämpft. Sie rebelliert gegen die Kirche, indem sie sich die göttliche Autorität des Papstes anmaßt. Sie rebelliert gegen Gott durch ihre verdammungswürdige Verbindung mit dem Satan und seinen bösen Geistern gegen unsere Armee. Und alle diese Auflehnungen sind nur Ausreden für ihre große Auflehnung gegen England. Das kann nicht geduldet werden. Sie soll zugrunde gehen, sie soll verbrannt werden. Man gestatte ihr nicht, die ganze Gemeinde zu verseuchen. Es ist zweckmäßig, daß ein solches Weib für die Allgemeinheit sterbe.

Warwick erhebt sich: Eminenz, wie es scheint, sind wir einig.

Cauchon erhebt sich ebenfalls, aber unter Protest: Ich will meine Seele nicht in Gefahr bringen. Ich will die Gerechtigkeit der Kirche hochhalten und bis zum äußersten für das Heil dieses Weibes kämpfen.

Warwick. Das arme Mädel tut mir leid. Ich hasse diese Strenge. Ich will es schonen, wenn ich kann.

Kaplan unversöhnlich: Ich möchte die Hexe mit meinen eigenen Händen verbrennen.

Cauchon segnet ihn: Sancta simplicitas —

Vorhang

FÜNFTE SZENE

Der Chorgang in der Kathedrale von Reims, in der Nähe der Tür der Sakristei. Ein Pfeiler trägt eine der Stationen des Kreuzweges. Die Orgel spielt, während die Leute nach der Krönung aus dem Kirchenschiff hinausgehen. Johanna kniet im Gebet versunken vor der Leidensstation. Sie ist wunderschön gekleidet, aber noch immer in männlicher Tracht. Die Orgel setzt ab, während Dunois, auch prächtig angetan, aus der Sakristei in den Chorgang kommt.

Dunois. Komm, Johanna, du hast genug gebetet. Nach dem vielen Weinen wirst du dich erkälten, wenn du länger da bleibst. Es ist alles vorüber, die Kathedrale ist leer und die Straßen sind voll. Man ruft nach der Jungfrau. Wir haben ihnen gesagt, daß du hier allein zurückgeblieben bist, um zu beten, aber sie wollen dich wiedersehen.

Johanna. Nein, dem König gebührt alle Herrlichkeit und Ehre.

Dunois. Er verdirbt das Schauspiel nur, der arme Teufel. Nein, Johanna, du hast ihn gekrönt und mußt die Folgen tragen.

Johanna schüttelt widerstrebend den Kopf.

Dunois hebt sie auf: Geh, geh. In ein paar Stunden ist alles vorüber. Es ist besser als die Brücke bei Orleans, nicht wahr?

Johanna. Oh, lieber Dunois, wie sehr wünschte ich, wir stünden wieder auf jener Brücke. Damals haben wir gelebt.

Dunois. Ja, meiner Treu. Und einige von uns sind auch gestorben.

Johanna. Ist das nicht sonderbar, Hans? Ich bin ein solcher Feigling. Es ist nicht auszudenken, wie ich mich vor einer Schlacht fürchte, aber nachher, wenn die Gefahr vorüber ist, wird es so eintönig, oh, so eintönig! eintönig! eintönig!

Dunois. Du mußt lernen, mäßig im Genuß des Krieges zu sein, genau so wie du beim Essen und Trinken mäßig bist, meine kleine Heilige.

Johanna. Lieber Hans, ich glaube, du magst mich leiden, wie ein Soldat seinen Kameraden.

Dunois. Du hast es auch nötig, du armes, unschuldiges Kind Gottes. Du hast nicht viel Freunde bei Hof.

Johanna. Warum hassen mich all diese Höflinge, Ritter und Geistlichen? Was habe ich ihnen getan? Ich habe nichts anderes für mich verlangt, als daß mein Dorf nicht besteuert werde, denn wir können keine Kriegssteuern leisten. Ich habe ihnen Glück und Sieg gebracht. Ich habe ihnen den richtigen Weg gezeigt, als sie allerhand Dummheiten machten, ich habe Karl gekrönt und ihn zu einem wirklichen König gemacht, und alle Ehren, die er austeilt, sind ihnen zugekommen. Warum lieben sie mich also nicht?

Dunois spöttisch: Du Ein—falts—pinsel — erwartest du von dummen Menschen, daß sie dich lieben, weil du sie bloßgestellt hast? Lieben alte, ungeschickte, ausgemerzte Führer die erfolgreichen jungen Feldherrn, die sie ersetzen — lieben ehrgeizige Politiker die Hochgekommenen, die ihre Vorderplätze einnehmen — haben es Erzbischöfe gern, wenn sie — und sei's durch Heilige — um ihre eigenen Altäre gebracht werden? Ich selber würde eifersüchtig auf dich sein, wenn ich ehrgeiziger wäre.

Johanna. Du bist hier meine Zuflucht, Hans, der einzige Freund, den ich unter allen diesen Aristokraten habe. Ich möchte wetten, daß deine Mutter vom Lande war. Ich will zurück zu meiner Meierei, sobald ich Paris erobert habe.

Dunois. Ich bin nicht so sicher, daß man dir gestatten wird, Paris zu erobern.

Johanna erschreckt: Was?

Dunois. Ich selbst hätte Paris längst erobert, wenn alle darin einig gewesen wären. Ich glaube, es gibt Leute, die es lieber sehen würden, wenn Paris dich eroberte. Also nimm dich in acht!

Johanna. Hans, die Welt ist für mich zu schlecht. Wenn mir die Goddams und die Burgunder nicht den

Garaus machen, werden es die Franzosen tun. Ohne meine Stimmen würde ich meinen ganzen Mut verlieren. Das ist der Grund, warum ich mich davonschleichen mußte, um nach der Krönung hier allein zu beten. Ich will dir etwas sagen, Hans: Die Glocken sind's, aus denen ich meine Stimmen höre. Nicht heute, da sie alle klangen — das war nichts als Geläute, aber hier in dieser Ecke, wo die Glocken aus dem Himmel niedertönen und ihr Echo verweilt, oder auf den Feldern, wo sie aus der Ferne durch die Stille der Landschaft dringen, sind meine Stimmen in den Glocken.

Die Uhr der Kathedrale schlägt das Viertel.

Horch! *Sie gerät in Verzückung.* Hörst du: „du Kind des Herrn", genau was du gesagt hast. Um die halbe Stunde wird es heißen: „Harr' aus, sei treu!" Wenn die Uhr Dreiviertel schlägt, wird sie künden: „Ich bin dein Hort", aber beim Stundenschlag, wenn die große Glocke auch noch schlägt: „Gott schirmt dein Volk", dann werden die heilige Margareta und die heilige Katharina und manchmal sogar der heilige Michael mir Dinge sagen, die ich nicht im voraus wissen kann. Dann, o dann —

Dunois unterbricht sie gütig, aber nicht mitfühlend: Dann, Johanna, werden alle aus dem Schallen der Glocke das vernehmen, was sie sich dabei einbilden. Es beunruhigt mich, wenn du von deinen Stimmen sprichst. Ich würde dich für ein wenig verrückt halten, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß du mir sehr vernünftige Gründe für das angibst, was du tust, obgleich ich dich anderen erzählen höre, daß du nur der heiligen Frau Katharina gehorchst.

Johanna verdrießlich: Na ja, für dich muß ich Gründe finden, weil du an meine Stimmen nicht glaubst. Aber die Stimmen kommen zuerst, und hinterher finde ich die Gründe, ob du mir's glaubst oder nicht!

Dunois. Bist du böse, Johanna?

Johanna. Ja. *Lächelnd:* Nein, nicht auf dich. Ich wollte, du wärest eines von den Dorfkindern.

Dunois. Warum?

Johanna. Ich könnte dich dann ein wenig bemuttern.

Dunois. Schließlich hast du doch etwas von einer Frau.

Johanna. Nein, gar nichts. Ich bin Soldat und nichts anderes. Soldaten bemuttern Kinder immer, wenn sie Gelegenheit dazu finden.

Dunois. Das ist wahr. *Er lacht.*

König Karl mit Blaubart zur Linken und La Hire zur Rechten kommt aus der Sakristei, wo er sich der Krönungskleider entledigt hat. Johanna weicht hinter den Pfeiler zurück. Dunois bleibt zwischen Karl und La Hire.

Dunois. Nun, jetzt sind Majestät endlich ein gesalbter König. Wie gefällt Euch das?

Karl. Ich möchte es kein zweites Mal mitmachen, auch wenn ich dadurch Kaiser der Sonne und des Mondes würde. Das Gewicht der Kleider — als man mir die Krone auflud, glaubte ich niederzusinken — und das berühmte heilige Öl, über das man so viel gesprochen hat, war ranzig. Pfui! Der Erzbischof muß nahezu tot sein. Seine Kleider müssen eine Tonne gewogen haben. Sie entkleiden ihn noch in der Sakristei.

Dunois trocken: Majestät sollten öfters Rüstungen tragen, das würde Euch an schwere Kleidung gewöhnen.

Karl. Ja, der alte Spott. Aber ich werde keine Rüstungen tragen. Kämpfen ist nicht meine Sache. Wo ist die Jungfrau?

Johanna kommt zwischen Karl und Blaubart heran und fällt auf die Knie.

Johanna. Sire, ich habe Euch zum König gemacht. Mein Werk ist getan. Ich kehre auf die Meierei meines Vaters zurück.

Karl überrascht, aber erlöst: Oh, wahrhaftig? Na, das wird sehr nett sein.

Johanna erhebt sich tief entmutigt.

Karl fährt nachlässig fort: Ein gesundes Leben, wie man weiß.

Dunois. Aber ein langweiliges.

Blaubart. Du wirst über den Weiberrock straucheln, weil du ihn schon so lange nicht getragen hast.

La Hire. Du wirst das Kämpfen vermissen. Es ist eine schlechte Gewohnheit, aber eine großartige und diejenige, auf die man am schwersten verzichten kann.

Karl ängstlich: Dennoch wollen wir dich nicht zurückhalten, wenn du wirklich lieber nach Hause gingest.

Johanna bitter: Ich weiß wohl, daß es keiner von euch bedauern wird, wenn ich gehe. *Sie wendet Karl den Rücken und geht an ihm vorbei in die ihr entsprechendere Nachbarschaft von Dunois und La Hire.*

La Hire. Dann kann ich wieder fluchen, wenn ich Lust habe, aber mir wirst du doch manchmal fehlen.

Johanna. Trotz all deiner Sünden und deines Fluchens werden wir einander im Himmel begegnen, denn ich liebe dich, wie ich Pitou, meinen alten Schäferhund, liebe. Pitou konnte einen Wolf töten — du wirst die englischen Wölfe töten, bis sie in ihr Land zurückkehren und gute Hunde Gottes werden, nicht wahr?

La Hire. Mit dir gemeinsam, ja!

Johanna. Nein. Ich werde alles in allem nur ein Jahr überdauern.

Alle Anwesenden. Was?

Johanna. Ich weiß das irgendwie.

Dunois. Unsinn!

Johanna. Hans, glaubst du, daß du imstande sein wirst, die englischen Wölfe zu vertreiben?

Dunois einfach und überzeugt: Ja, ich werde sie vertreiben. Sie schlugen uns, weil wir glaubten, Schlachten seien Turniere und Lösegeldmärkte. Wir spielten die Narren, während die Goddams den Krieg ernst nahmen, aber ich habe meine Lektion gelernt. Die Goddams sind hier wurzellos. Ich habe sie schon geschlagen und werde sie wieder schlagen.

Johanna. Du wirst nicht grausam sein gegen sie, Hans?

Dunois. Die Goddams werden zarter Behandlung nicht weichen. Wir haben nicht angefangen.

Johanna plötzlich: Hans, laß uns Paris erobern, ehe ich heimkehre.

Karl entsetzt: O nein, nein, wir werden dabei alles verlieren, was wir gewonnen haben. Oh, wir wollen nicht mehr kämpfen. Wir können mit dem Herzog von Burgund einen sehr guten Vertrag schließen.

Johanna. Vertrag? *Sie stampft ungeduldig mit dem Fuß.*

Karl. Ja, warum nicht? Jetzt, da ich gekrönt und gesalbt bin? O dieses Öl!

Der Erzbischof kommt aus der Sakristei und schließt sich der Gruppe zwischen Karl und Blaubart an.

Karl. Eminenz, die Jungfrau will wieder zu kämpfen anfangen.

Erzbischof. Haben wir denn zu kämpfen aufgehört? Haben wir Frieden?

Karl. Nein, vermutlich nicht, aber wir wollen uns mit dem zufrieden geben, was wir erreicht haben. Schließen wir einen Vertrag. Wir hatten zu viel Glück, als daß es dauern könnte. Jetzt haben wir Gelegenheit, einzuhalten, ehe es sich wendet.

Johanna. Glück? Gott hat für uns gekämpft — und Ihr nennt es Glück! Und Ihr möchtet einhalten, während noch immer Engländer auf dem heiligen Boden des geliebten Frankreich stehen?

Erzbischof ernst: Jungfrau, der König hat zu mir gesprochen, nicht zu dir. Du vergißt dich, du vergißt dich sehr oft.

Johanna nicht eingeschüchtert und ziemlich rauh: Dann redet Ihr und sagt ihm, es sei nicht Gottes Wille, daß er seine Hand vom Pflug lasse.

Erzbischof. Wenn ich mit dem Namen Gottes nicht so freigebig bin wie du, so kommt das daher, weil ich seinen Willen mit der Autorität der Kirche und meines heiligen Amtes auslege. Als du zuerst herkamst, hast du mein Amt geachtet und hättest nicht gewagt, zu sprechen, wie du jetzt sprichst. Du kamst in die Tugend der Demut gekleidet, und weil Gott dein Unternehmen demgemäß segnete, hast du dich der Sünde des Stolzes schuldig gemacht. Die alte griechische Tragödie waltet unter uns. Es ist die Züchtigung der Überhebung.

Karl. Ja. Sie glaubt, daß sie alles besser weiß als jeder andere.

Johanna traurig, aber in naiver Weise außerstande, den Eindruck zu erkennen, den sie hervorruft: Aber ich weiß es auch besser, als irgendeiner von euch es zu wissen scheint. Und ich bin nicht stolz, ich spreche niemals, wenn ich nicht weiß, daß ich recht habe.

Blaubart und Karl rufen gleichzeitig aus: Ha ha. Eben!

Erzbischof. Woher weißt du, daß du recht hast?

Johanna. Das weiß ich immer. Meine Stimmen —

Karl. Ach, deine Stimmen, deine Stimmen — warum kommen die Stimmen nicht zu mir — ich bin der König, nicht du.

Johanna. Sie kommen doch zu Euch — aber Ihr hört sie nicht. Ihr saßet nicht des Abends im Felde, um ihnen zu lauschen. Wenn die Vesperglocke läutet, bekreuzigt Ihr Euch und seid fertig. Aber wenn Ihr von Herzen betetet und dem Gesang der Glocken in den Lüften lauschtet, nachdem sie zu läuten aufgehört haben, würdet Ihr die Stimmen hören, genau so gut wie ich. *Wendet sich scharf von ihm weg.* Aber was für Stimmen habt Ihr nötig, um das zu erfahren, was Euch der Grobschmied sagen kann, nämlich, daß Ihr das Eisen schmieden müßt, solange es heiß ist? Ich sage Euch, daß wir bei Compiègne einen Ausfall machen und es entsetzen müssen, genau wie wir Orleans entsetzt haben, dann wird Paris seine Tore öffnen. Und wenn nicht — werden wir sie aufbrechen. Was ist Eure Krone ohne Eure Hauptstadt wert?

La Hire. Das sage ich auch. Wir werden durch sie hindurchgehen wie eine glühende Kugel durch ein Pfund Butter. Was meinst du, Bastard?

Dunois. Wenn unsere Kanonenkugeln alle so heiß wie dein Kopf wären und wir genug davon hätten, würden wir zweifellos die Welt erobern. Mut und Ungestüm sind im Kriege gute Diener, aber schlechte Herren. Sie haben uns in die Hände der Engländer geliefert, so oft wir ihnen getraut haben. Wir wissen nie, wann wir geschlagen sind, das ist unser großer Fehler.

Johanna. Ihr wißt nie, wann ihr siegreich seid, das ist ein noch größerer Fehler. Ich werde euch in der Schlacht Spiegel tragen lassen, um euch zu überzeugen, daß die Engländer euch nicht allen die Nase abgeschnitten haben. Ihr würdet jetzt noch in Orleans belagert werden, ihr und eure Kriegsräte, wenn ich euch nicht zum Angriff gezwungen hätte. Ihr solltet immer angreifen, und wenn ihr nur lang genug aushaltet, wird der Feind zuerst weichen. Ihr wißt nicht, wie man eine Schlacht anfängt, und wie ihr eure Kanonen zu gebrauchen habt. *Sie setzt sich mit gekreuzten Beinen auf die Steinfliesen und schmollt.* Ich aber weiß es.

Dunois. Ich weiß, wie du über uns denkst, General Johanna.

Johanna. Sei nicht böse, Hans, sag' ihnen lieber, was du von mir denkst.

Dunois. Ich denke, daß Gott auf deiner Seite war, denn ich habe nicht vergessen, wie der Wind sich drehte und unsere Herzen sich wandten, als du kamst. Und bei meiner Ehre, ich werde niemals leugnen, daß wir unter deinem Zeichen gesiegt haben. Aber ich sage dir als Soldat, daß Gott weder eines Mannes noch einer Jungfrau täglicher Handlanger ist. Wenn du es verdienst, wird er dich manchmal aus dem Rachen des Todes reißen und wieder auf die Beine stellen. Aber das ist alles. Einmal auf den Beinen, mußt du mit deiner ganzen Kraft und deiner ganzen Geschicklichkeit kämpfen. Denn er muß auch gegen deinen Feind gerecht sein, vergiß das nicht. Er hat uns bei Orleans durch dich auf die Beine gestellt, und dein Ruhm hat uns durch einige glückliche Schlachten bis hierher zur Krönung geführt. Aber wenn wir uns deshalb anmaßen, das Werk, das wir selbst verrichten sollten, Gott anzuvertrauen, werden wir geschlagen werden, und recht geschähe uns.

Johanna. Aber —

Dunois. Still! Ich bin noch nicht zu Ende. Es glaube ja keiner unter euch, daß diese unsere Siege ohne überlegene Führung gewonnen wurden.

König Karl: Ihr habt in Euren Proklamationen kein Wort über meinen Anteil an diesem Feldzug gesprochen, und ich klage deshalb nicht, denn die Menschen werden der Jungfrau und ihren Wundern nachlaufen und sich nicht um die schwere Arbeit des Bastards scheren, Truppen und Nahrung aufzutreiben. Aber ich weiß genau, wieviel Gott für uns durch die Jungfrau tat und wieviel er meinem eigenen Verstand überließ; und ich sage Euch, daß Eure kleine Stunde der Wunder vorüber ist und daß von diesem Augenblick an der gewinnen wird, der das Kriegsspiel am besten spielt — wenn das Glück auf seiner Seite ist.

Johanna. Ah, wenn, wenn, wenn, wenn — wenn das Wörtchen „wenn" nicht wär', ging ein Kamel durchs Nadelöhr — *Sie erhebt sich ungestüm.* Ich sage dir, Bastard, deine Kriegskunst ist zwecklos, weil deine Ritter zu keinem wirklichen Kampfe taugen. Krieg ist ihnen nur ein Spiel, genau wie Tennis und alle ihre andern Spiele; sie stellen Regeln darüber auf, was erlaubt und was nicht erlaubt ist, und beladen sich und ihre armen Pferde mit Panzern, um die Pfeile abzuhalten. Und wenn sie fallen, können sie nicht aufstehen und müssen warten, bis ihre Schildknappen kommen, um sie aufzuheben und das Lösegeld mit dem Mann zu vereinbaren, der sie vom Pferd gestoßen hat. Kannst du nicht begreifen, daß dergleichen vorüber und überwunden ist? Was hilft ein Panzer gegen Schießpulver — und wenn er hülfe, glaubst du, daß Männer, die für Frankreich und für Gott kämpfen, innehalten werden, um über Lösegelder zu verhandeln, wie es die Hälfte eurer Ritter macht, die davon leben? Nein, sie werden kämpfen, um zu siegen, und ihr Leben in die Hand Gottes legen, wenn sie in die Schlacht gehen wie ich. Sie können sich weder Panzer noch Lösegelder leisten, aber sie folgen mir halb nackt in den Graben und auf die Leiter hinauf und über die Mauer. Ihr Wahlspruch lautet: Mein Leben oder deines, und Gott schütze das Recht.

Schüttle nur den Kopf, Hans, und Blaubart mag

seinen Ziegenbart kräuseln und über mich die Nase rümpfen, aber erinnere dich des Tages, da deine Ritter und Hauptleute sich weigerten, mir zu folgen, um die Engländer bei Orleans anzugreifen! Du hattest das Tor zugesperrt, um mich in der Stadt festzuhalten. Das Stadtvolk und die Gemeinen aber folgten mir. Sie sprengten das Tor und zeigten dir, wie man ernstlich kämpft.

Blaubart beleidigt: Nicht damit zufrieden, Papst Johanna zu sein, mußt du auch noch Cäsar und Alexander werden.

Erzbischof. Hochmut kommt vor dem Fall, Johanna —

Johanna. Wir wollen davon absehen, ob es Hochmut ist oder nicht. Ist es wahr, ist es vernünftig?

La Hire. Es ist wahr. Die Hälfte von uns fürchtet sich, die hübsche Nase zu brechen, die andere Hälfte kämpft, um ihre verpfändeten Grundstücke loskaufen zu können. Gib nach, Dunois. Sie versteht nicht alles, aber sie faßt alles richtig an. Kämpfen ist nicht das, was es einmal war, und diejenigen, die am wenigsten davon verstehen, haben oft das meiste Glück dabei.

Dunois. Das alles weiß ich. Ich kämpfe nicht auf die alte Weise. Ich habe mir die Lehre von Agincourt, Poitiers und Crecy gemerkt. Ich weiß, wie viele Menschenleben jeder meiner Feldzüge kosten wird, und wenn der Feldzug die Kosten lohnt, führe ich ihn und zahle die Kosten. Aber Johanna berechnet die Kosten niemals. Sie geht vor und vertraut auf Gott. Sie glaubt, daß sie Gott in der Tasche habe. Bis jetzt hat sie die größere Zahl auf ihrer Seite gehabt und hat gesiegt. Aber ich kenne Johanna, und ich sehe den Tag voraus, da sie vorwärts gehen wird mit nur zehn Mann, die das Werk von hundert tun sollen. Und dann wird sie erfahren, daß Gott auf Seite der starken Bataillone ist. Der Feind wird sie dann gefangennehmen. Und der Glückliche, der den Fang tut, wird dafür sechzehntausend Pfund vom Grafen Ouareek*) bekommen.

*) *Französische Aussprache von Warwick.*

Johanna geschmeichelt: Sechzehntausend Pfund! Was! Hans, hat man das für mich geboten — so viel Geld kann es auf der Welt gar nicht geben.

Dunois. Es gibt so viel — in England. Und nun sagt mir, wie ihr da seid, wer von euch wird einen Finger rühren, um Johanna zu retten, wenn die Engländer sie einmal haben? Ich spreche zuerst für die Armee. Keiner, sobald sie von einem Goddam oder einem Burgunder vom Pferd gerissen wird und er nicht tot zu Boden sinkt. Keiner, sobald sie im Kerker sitzt und die Riegel und Schlösser bei der Berührung des heiligen Petrus nicht auffliegen. Keiner, sobald der Feind herausfindet, daß sie ebenso verwundbar und durchaus nicht weniger unbesiegbar ist als ich selbst. Sie wird uns dann nicht das Leben auch nur eines einzigen Soldaten wert sein, und ich werde ein solches Leben nicht aufs Spiel setzen, so lieb sie mir als Waffengefährte ist.

Johanna. Ich tadle dich nicht, Hans, du hast recht. Ich bin keines einzigen Soldaten Leben wert, wenn Gott es zugibt, daß ich geschlagen werde. Aber Frankreich könnte mich meines Lösegeldes für wert erachten, nach allem, was Gott durch mich für Frankreich getan hat.

Karl. Ich sage dir, ich habe kein Geld. Und diese Krönung, die einzig und allein deine Schuld ist, hat mich den letzten erborgten Pfennig gekostet.

Johanna. Die Kirche ist reicher als Ihr. Ich setze mein Vertrauen in die Kirche.

Erzbischof. Weib, man wird dich durch die Straßen schleifen und als Hexe verbrennen.

Johanna läuft zu ihm: Oh, Eminenz, sagt das nicht — es ist unmöglich: Ich eine Hexe!

Erzbischof. Peter Cauchon versteht sein Geschäft. Die Universität von Paris hat ein Frauenzimmer verbrannt, bloß weil es sagte, daß das, was du tatest, recht getan und gottesfürchtig sei.

Johanna bestürzt: Warum? Was hat das für einen Sinn? Was ich getan habe, ist gottesfürchtig. Man

konnte eine Frau doch nicht verbrennen, weil sie die Wahrheit gesagt hat.

Erzbischof. Man hat es gekonnt.

Johanna. Aber Ihr wißt, daß sie die Wahrheit sprach. Ihr würdet nicht zugeben, daß man mich verbrennt.

Erzbischof. Wie könnte ich es hindern?

Johanna. Ihr würdet im Namen der Kirche sprechen, Ihr seid ein großer Kirchenfürst. Euer Segen würde mich allerorts beschützen.

Erzbischof. Ich habe keinen Segen für dich, solange du stolz und unfolgsam bist.

Johanna. Oh, warum wollt Ihr fortfahren, solche Dinge zu reden. Ich bin weder stolz noch unfolgsam. Ich bin ein armes Ding und so unwissend, daß ich nicht A von B unterscheiden kann. Wie könnte ich stolz sein? Und wie könnt Ihr sagen, daß ich unfolgsam bin, da ich immer meinen Stimmen gehorche, weil sie von Gott kommen.

Erzbischof. Die Stimme Gottes auf Erden ist die Stimme der streitbaren Kirche. Und alle Stimmen, die du hörst, sind nur das Echo deines eigenen Willens.

Johanna. Das ist nicht wahr.

Erzbischof errötet zornig: Du sagst dem Erzbischof in seiner Kathedrale, daß er lügt, und behauptest dennoch, daß du nicht stolz und unfolgsam seist?

Johanna. Ich habe nie behauptet, daß Ihr lügt. Ihr aber habt gewissermaßen behauptet, daß meine Stimmen lügen. Wann haben die jemals gelogen? Wenn Ihr nicht daran glauben mögt, selbst wenn Ihr sie nicht für mehr als das Echo meines eigenen gesunden Menschenverstandes nehmt, haben sie nicht immer recht? Und hatten Eure weltlichen Ratschläge nicht immer unrecht?

Erzbischof entrüstet: Es ist Zeitverschwendung, dich zu ermahnen.

Karl. Es läuft immer wieder auf dasselbe hinaus: Sie hat recht und jeder andere hat unrecht.

Erzbischof. Nimm dies als letzte Warnung hin: Wenn du dadurch zugrunde gehst, daß du dein persönliches

Urteil über die Lehren deiner geistlichen Vorgesetzten stellst, wird dich die Kirche verleugnen und dich jedem Schicksal überlassen, das deine Überhebung dir bereiten mag. Der Bastard hat dir gesagt: Wenn du darauf bestehst, deine militärische Einbildung eigensinnig über die Ratschläge deiner Feldherrn zu stellen —

Dunois unterbricht: Um es ganz genau auszudrücken: Wenn du versuchst, die Garnison in Compiègne zu entsetzen, ohne über die gleiche zahlenmäßige Überlegenheit zu verfügen wie bei Orleans —

Erzbischof setzt fort: — wird dich die Armee verleugnen und nicht retten. Und Seine Majestät der König hat dir erklärt, daß der Thron nicht die Mittel besitzt, für dich Lösegeld zu bezahlen.

Karl. Keinen Pfennig.

Erzbischof. Du stehst allein, vollkommen allein und vertraust deiner eigenen Überhebung, deiner eigenen Unwissenheit, deiner eigenen halsstarrigen Vermessenheit, deiner eigenen Gottlosigkeit, mit der du all diese Sünden unter dem Mantel des Gottvertrauens verbirgst. Wenn du durch diese Tore ins Sonnenlicht trittst, wird die Menge dir zujubeln. Sie wird dir ihre kleinen Kinder und Kranken zur Heilung bringen. Sie wird dir die Hände und Füße küssen und alles tun, was sie vermag — die armen einfachen Seelen —, um dir den Kopf zu verdrehen und dich toll zu machen, vor Selbstüberhebung, die dich zu deinem Untergang führen wird. Aber du wirst doch einsam sein. Die können dich nicht retten. Wir und nur wir allein können zwischen dir und dem Scheiterhaufen stehen, auf dem unsere Feinde jenes arme Weib in Paris verbrannt haben.

Johanna die Augen himmelwärts gerichtet: Ich habe bessere Freunde und bessere Ratgeber als euch.

Erzbischof. Ich sehe, wie vergeblich ich zu einem verhärteten Gemüt spreche. Du weisest unsern Schutz zurück und bist entschlossen, uns alle dir zu Feinden zu machen. In Zukunft verteidige dich also selbst. Und wenn du fällst, möge Gott sich deiner Seele erbarmen.

Dunois. Das ist die Wahrheit, Johanna, achte darauf.

Johanna. Wo wäret ihr jetzt alle, wenn ich eine solche Art Wahrheit geachtet hätte? Bei keinem von euch finde ich Hilfe oder Rat. Ja, ich bin allein auf der Welt — ich bin immer allein gewesen. Mein Vater forderte meine Brüder auf, mich zu ertränken, als ich nicht bleiben wollte, um seine Schafe zu hüten, während Frankreich verblutete. Frankreich konnte zugrunde gehen, wenn nur unsere Lämmer gerettet würden. Ich glaubte, Frankreich hätte Freunde am Hofe des Königs von Frankreich, aber ich finde nur Wölfe, die um Stücke seines armen zerrissenen Leibes kämpfen. Ich glaubte, Gott würde überall Freunde haben, weil er der Freund aller ist. Und in meiner Unschuld glaubte ich auch, daß ihr, die ihr mich nun im Stiche laßt, starken Türmen gleich, jedes Unheil von mir fernhalten würdet. Aber jetzt bin ich klüger, und keiner hat es zu bedauern, wenn er klüger wird. Glaubt nicht, daß ihr mich erschrecken könnt, indem ihr mir sagt, daß ich allein stehe. Frankreich ist allein und Gott ist allein. Und was ist meine Einsamkeit im Vergleich zur Einsamkeit meines Landes und meines Gottes? Ich erkenne jetzt, daß die Einsamkeit Gottes seine Kraft ist. Was wäre er, wenn er auf eure eifersüchtigen kleinlichen Ratschläge hörte? Nun, meine Einsamkeit soll auch meine Kraft sein. Besser mit Gott allein: Seine Freundschaft wird mich nicht im Stiche lassen, noch sein Rat, noch seine Liebe. Im Namen seiner Kraft will ich wagen und wagen und wagen bis in den Tod. Ich will jetzt zu den geringen Menschen hinausgehen und mich von der Liebe in ihren Augen über den Haß in den eurigen trösten lassen. Ihr werdet alle froh sein, mich brennen zu sehen. Aber wenn ich durch das Feuer gehe, werde ich durch die Flammen hindurch für immer und ewig in das Herz meines Volkes einziehen. Und so sei Gott mit mir.

Sie entfernt sich. Alle starren ihr einen Augenblick lang in düsterem Schweigen nach. Dann dreht Gilles de Rais an seinem Bart.

Blaubart. Wißt ihr, diese Frauensperson ist ganz unmöglich. Ich habe sie eigentlich recht gern, aber was soll man mit solch einem Charakter anfangen?

Dunois. So wahr Gott mein Richter ist: Wenn sie in die Loire fiele, ich würde ihr in voller Rüstung nachstürzen, um sie herauszuziehen. Aber wenn sie bei Compiègne Dummheiten macht und in Gefangenschaft gerät, muß ich sie ihrem Schicksal überlassen.

La Hire. Dann laßt mich lieber in Ketten legen, denn ich könnte ihr in die Hölle folgen, wenn der Geist so aus ihr hervorbricht.

Erzbischof. Sie beeinflußt auch mein Urteil. In ihren Ausbrüchen liegt eine gefährliche Macht, aber zu ihren Füßen gähnt der Abgrund. Und ob gut oder böse — wir können sie nicht zurückreißen.

Karl. Wenn sie sich nur ruhig verhalten oder heimkehren wollte. *Sie folgen ihr niedergeschlagen.*

Vorhang

SECHSTE SZENE

Rouen, am 30. Mai 1431. Eine große steinerne Halle im Schloß ist für ein Kriegsgericht instand gesetzt, aber für kein Geschworenengericht, da der Gerichtshof aus dem Bischof mit dem dazugehörigen Inquisitionsgericht besteht. Daher sind zwei höhere Sessel nebeneinander für den Bischof und den Inquisitor als Richter aufgestellt. Sesselreihen, die von ihnen in stumpfem Winkel ausgehen, sind für die Kirchenrechtslehrer, die Doktoren des Gesetzes und der Theologie und die Dominikanermönche, die als Beisitzer mitwirken, bestimmt. In dem Winkel selbst befindet sich ein Tisch mit Schemeln für die Schreiber. Es ist auch ein schwerer grober Holzschemel für die Angeklagte da. All dies befindet sich am inneren Ende der Halle. Durch eine Reihe von Bogen führt der Weg am andern Ende in den Hof. Das Gericht wird durch Wandschirme und Vorhänge vor dem Wetter geschützt. Wenn man die große Halle aus der Mitte des Innern betrachtet, sieht

man die Richterstühle und den Tisch für die Schreiber zur Rechten. Der Schemel der Angeklagten befindet sich zur Linken. Rechts und links überwölbte Türen. Es ist ein schöner, sonniger Maimorgen. Warwick kommt durch den säulengetragenen Torweg herein. Sein Edelknabe folgt ihm.

Edelknabe keck: Eure Herrlichkeit wissen vermutlich, daß wir hier nichts zu schaffen haben. Dies ist ein kirchlicher Gerichtshof, und wir sind nur der weltliche Arm.

Warwick. Ich bin mir dieser Tatsache bewußt. Wird es Eurer Frechheit gefallen, den Bischof von Beauvais aufzusuchen und ihm einen Wink zu geben, daß er, ehe das Gerichtsverfahren beginnt, hier mit mir sprechen kann, falls er das wünscht?

Edelknabe entfernt sich: Ja, Mylord.

Warwick. Und vergiß nicht, dich ordentlich zu benehmen. Sprich ihn nicht als frommen Peter an.

Edelknabe. Nein, Mylord. Ich werde mit ihm freundlich sein, denn wenn die Jungfrau hereingeführt wird, dann wird der fromme Peter nichts zu lachen haben*).

Cauchon tritt durch dieselbe Tür mit einem Dominikanermönch und einem Domherrn ein. Letzterer trägt eine Schriftrolle.

Edelknabe. Seine Hochwürden, der Herr Bischof von Beauvais und zwei andere geistliche Herren.

Warwick. Mach, daß du fortkommst und sorge dafür, daß wir nicht unterbrochen werden.

Edelknabe. Zu Befehl, Mylord! *Er verschwindet eilig.*

Cauchon. Ich wünsche Mylord guten Morgen.

Warwick. Guten Morgen, Eminenz. Hatte ich schon das Vergnügen, Euren Freunden zu begegnen? Ich glaube nicht.

Cauchon stellt den Mönch vor, der rechts von ihm steht: Dies, Mylord, ist der Bruder Johann Le Maitre vom Sankt Dominikanerorden. Er fungiert als Vertreter des Hauptinquisitors zur Untersuchung des Verbrechens der

---

*) *Die englischen Kinderverse: "Peter Piper picked a peck of pepper" sind unübersetzbar*

Ketzerei in Frankreich. Bruder Johann — Der Graf von Warwick.

Warwick. Hochwürden sind höchst willkommen. Wir haben in England leider keinen Inquisitor, obgleich wir ihn sehr vermissen, namentlich bei solchen Gelegenheiten.

Der Inquisitor lächelt geduldig und verneigt sich. Er ist ein milder, älterer Herr, aber augenscheinlich stehen ihm auch Autorität und Strenge zu Gebote.

Cauchon stellt den Domherrn zu seiner Linken vor: Dieser Herr ist der Domherr Johann D'Estivet vom Ordenskapitel zu Bayeux. Er hat das Amt eines Anklägers.

Warwick. Ankläger?

Cauchon. Im Zivilgericht würde man ihn Staatsanwalt nennen.

Warwick. Ah, Staatsanwalt — richtig, richtig. Hocherfreut, Eure Bekanntschaft zu machen, Domherr D'Estivet.

D'Estivet verneigt sich. Er ist ein Mann in den besten Jahren, mit guten Manieren, aber schlauer als sein Aussehen.

Warwick. Darf ich fragen, bis zu welchem Grade die Untersuchung vorgeschritten ist? Es sind jetzt mehr als neun Monate her, seit die Jungfrau von den Burgundern bei Compiègne gefangengenommen wurde. Es sind volle vier Monate her, seit ich sie den Burgundern für eine sehr hübsche Summe abgekauft habe, nur damit man sie der Gerechtigkeit überliefern könne. Es sind sehr bald drei Monate her, daß ich sie Euch übergeben habe, Eminenz, als eine Person, die der Ketzerei verdächtig ist. Darf ich andeuten, daß Ihr eine übertrieben lange Zeit in Anspruch nehmt, um über einen sehr einfachen Fall schlüssig zu werden? Soll diese Untersuchung niemals zu Ende gehen?

Inquisitor lächelnd: Sie hat noch nicht begonnen, Mylord.

Warwick. Noch nicht begonnen! Ihr habt Euch doch schon elf Wochen damit befaßt.

Cauchon. Wir sind nicht müßig gewesen, Mylord.

Wir haben die Jungfrau fünfzehnmal verhört. Sechsmal öffentlich und neunmal ohne Zeugen.

Inquisitor immer geduldig lächelnd: Ihr müßt wissen, Mylord, daß ich nur bei zwei von diesen Verhören zugegen war. Es waren nur Prozeduren des bischöflichen Gerichtshofes und nicht des heiligen Amtes. Ich habe mich erst jetzt entschlossen, mich — oder vielmehr die heilige Inquisition — dem Gerichtshof des Bischofs anzuschließen. Ich habe das zuerst überhaupt für keinen Fall von Ketzerei gehalten. Ich hielt es für einen politischen Fall und die Jungfrau für kriegsgefangen. Aber jetzt, wo ich zwei Verhören beigewohnt habe, muß ich zugeben, daß es einer der schwersten Fälle von Ketzerei zu sein scheint, die ich in meiner ganzen Praxis erlebt habe. Deshalb ist jetzt alles vorbereitet, und wir werden heute mit dem Verhör beginnen. *Er geht auf die Richterstühle zu.*

Cauchon. In diesem Augenblick, wenn es Eurer Herrlichkeit paßt.

Warwick liebenswürdig: Nun, das sind gute Nachrichten, meine Herren. Ich will nicht verschweigen, daß unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt worden ist.

Cauchon. Das habe ich aus den Drohungen Eurer Soldaten entnommen, die alle Anhänger der Jungfrau ertränken wollen.

Warwick. Du lieber Gott — Euch gegenüber, Eminenz, waren die Absichten der Leute jedenfalls freundlicher.

Cauchon streng: Das hoffe ich nicht. Ich bin entschlossen, dem Frauenzimmer ein gerechtes Verhör zu gönnen. Die Gerechtigkeit der Kirche ist keine Gaukelei, Mylord.

Inquisitor kehrt zu der Gruppe zurück: Es hat noch niemals eine gerechtere Untersuchung gegeben, soweit meine Erfahrungen reichen, Mylord. Dieses Mädchen hat keine Rechtsanwälte zu seiner Verteidigung nötig, es wird von ihren treuesten Freunden verhört werden,

die alle eifrig wünschen, seine Seele vor der Verdammung zu bewahren.

D'Estivet. Herr, ich bin der Ankläger, und es war meine peinliche Pflicht, den Fall gegen die Angeklagte zu vertreten. Aber glaubt mir, ich würde heute noch meine Aufgabe fallen lassen und schleunigst zu ihren Verteidigern stoßen, wenn ich nicht wüßte, daß Männer, die mich an Wissen und Frömmigkeit, an Beredsamkeit und Überzeugungskraft weit überragen, zu ihr geschickt worden sind, um die Sache mit ihr zu erörtern und ihr klarzumachen, in welcher Gefahr sie schwebt und wie leicht sie ihr entrinnen könnte. *Plötzlich bricht er in richterliche Beredsamkeit aus, zum Mißfallen von Cauchon und dem Inquisitor, die ihm bisher mit gönnerhafter Billigung zugehört haben.*

Es haben Menschen zu sagen gewagt, daß wir aus Haß so handeln. Aber Gott ist unser Zeuge, daß die lügen. Haben wir sie gefoltert? Nein. Haben wir aufgehört, sie zu ermahnen, sie anzuflehen, sich ihrer selbst zu erbarmen und an den Busen der Kirche als ein irrendes, aber geliebtes Kind zurückzukehren? Haben wir —

Cauchon unterbricht trocken: Nehmt Euch in acht, Domherr. Alles, was Ihr sagt, ist wahr. Aber wenn Ihr Lord Warwick dazu bringt, es zu glauben, hafte ich nicht für Euer Leben und kaum für mein eigenes.

Warwick zurückweisend, aber durchaus nicht leugnend: Oh, Eminenz, Ihr seid sehr streng mit uns armen Engländern. Aber Euern frommen Wunsch, die Jungfrau zu retten, teilen wir gewiß nicht. Tatsächlich muß ich Euch jetzt offen eingestehen, daß ihr Tod eine politische Notwendigkeit ist, die ich bedaure, aber nicht ändern kann. Wenn die Kirche sie freispricht —

Cauchon mit wildem und drohendem Stolz: Wenn die Kirche sie freispricht, wehe dem Manne, und wäre es der Kaiser selbst, der es dann wagen würde, sie mit einem Finger zu berühren. Die Kirche ist von keiner politischen Notwendigkeit abhängig, Mylord.

Inquisitor mengt sich sanft ein: Ihr braucht wegen des Er-

gebnisses keine Angst zu haben, Mylord. Ihr habt einen unbesiegbaren Bundesgenossen in dieser Angelegenheit. Einen, der weit entschlossener will, daß sie verbrannt werden soll, als Ihr das wollt.

Warwick. Und wer ist dieser sehr willkommene Bundesgenosse, wenn ich fragen darf?

Inquisitor. Die Jungfrau selbst! Wenn man ihr keinen Knebel in den Mund stopft, kann man sie nicht hindern, so oft sie ihn auftut, sich zehnmal schuldig zu bekennen.

D'Estivet. Das ist wahr, Mylord. Die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich ein so junges Geschöpf solche Gotteslästerungen ausstoßen höre.

Warwick. Dann allerdings tut alles, was Ihr nur für sie tun könnt, wenn Ihr ganz sicher seid, daß es erfolglos sein wird. *Er sieht Cauchon hart an.* Es täte mir leid, ohne den Segen der Kirche handeln zu müssen.

Cauchon mit einer Mischung von zynischer Bewunderung und Verachtung: Und da behauptet man noch, daß die Engländer Heuchler seien. Ihr setzt Euch für Eure Partei ein, Mylord, selbst auf die Gefahr hin, Eure Seele zu verlieren. Ich muß eine solche Hingebung zwar bewundern, aber ich selbst wage nicht so weit zu gehen. Ich fürchte die Verdammnis.

Warwick. Wenn wir irgend etwas fürchteten, Eminenz, könnten wir England nicht regieren. Soll ich Eure Beisitzer hereinschicken?

Cauchon. Ja, es wird sehr gütig von Mylord sein, sich zurückzuziehen und dem Gerichtshof zu gestatten, sich zu versammeln.

Warwick wendet sich auf seinen Absätzen und geht durch den Hof hinaus. Cauchon setzt sich auf einen der Richterstühle. D'Estivet setzt sich an den Tisch des Schreibers und studiert seine Anklageschrift.

Cauchon obenhin, während er sich's bequem macht: Was für Schurken sind doch diese englischen Edelleute.

Inquisitor setzt sich auf den andern Richterstuhl, links von Cauchon: Jede weltliche Gewalt macht die Menschen zu Schurken. Sie sind für ein solches Werk nicht eingeübt und können nicht seit den Aposteln auf eine ununter-

brochene Reihe ordinierter Kirchenführer zurückblicken. Unsere eigenen Edelleute sind genau so schlecht. *Die Beisitzer des Bischofs eilen in die Halle, vom Kaplan Stogumber und dem Domherrn Courcelles, einem jungen Priester von dreißig Jahren, geführt. Die Schreiber sitzen am Tisch und lassen einen Stuhl gegenüber D'Estivet frei. Einige Beisitzer setzen sich, andere stehen und plaudern, während sie auf den förmlichen Verhandlungsbeginn warten. Stogumber, der sich beleidigt fühlt und hartnäckig bleibt, will sich nicht setzen, noch will es der Domherr, der zu seiner Rechten steht.*

Cauchon. Guten Morgen, Herr von Stogumber. *Zum Inquisitor:* Kaplan des Kardinals von England!

Kaplan berichtigt ihn: Von Winchester, Eminenz. Ich muß einen Protest einlegen.

Cauchon. Ihr legt sehr viele Proteste ein.

Kaplan. Ich bin nicht ohne Unterstützung, Eminenz. Hier ist Herr von Courcelles, Domherr zu Paris, der sich meinem Protest anschließt.

Cauchon. Nun, was gibt es?

Kaplan mürrisch: Sprecht Ihr, Herr von Courcelles, da ich das Vertrauen Seiner Eminenz nicht zu genießen scheine. *Er setzt sich grollend rechts von Cauchon.*

Courcelles. Eminenz, es hat uns viele Mühe gemacht, eine auf vierundsechzig Punkte gestützte Anklage gegen die Jungfrau zu entwerfen, und jetzt hören wir, daß diese, ohne daß wir zu Rate gezogen wurden, vermindert worden sind.

Inquisitor. Herr von Courcelles, ich bin der Schuldige. Ich bin voll Bewunderung für den Eifer, der in Euren vierundsechzig Punkten zum Ausdruck kommt, aber wenn es sich darum handelt, einen Ketzer anzuklagen, so hat alles seine Grenzen wie auch bei anderen Dingen. Ihr müßt ferner bedenken, daß alle Mitglieder des Gerichtshofes nicht so feinsinnig und tief denken können wie Ihr und daß ein Teil Eurer sehr großen Kenntnisse ihnen als sehr großer Unsinn erscheinen dürfte. Deshalb hielt ich es für angemessen, Eure vierundsechzig Punkte auf zwölf zusammenzustreichen.

Courcelles wie vom Blitz getroffen: Zwölf!!!

Inquisitor. Zwölf — die, glaubt mir nur, für Euren Zweck vollkommen ausreichen werden.

Kaplan. Aber einige der wichtigsten Punkte sind auf beinahe nichts vermindert worden. Zum Beispiel hat die Jungfrau tatsächlich erklärt, daß die gesegneten Heiligen Margaretha und Katharina und der heilige Erzengel Michael französisch mit ihr gesprochen hätten. Das ist ein wichtiger Punkt.

Inquisitor. Ihr glaubt zweifellos, sie hätten lateinisch sprechen sollen?

Cauchon. Nein, er glaubt, sie hätten englisch sprechen sollen.

Kaplan. Selbstverständlich, Eminenz.

Inquisitor. Ich glaube, wir sind hier alle darin einig, daß diese Stimmen der Jungfrau die Stimmen der bösen Geister sind, die sie zur Verdammnis verleiten wollten. Da wäre es nicht sehr höflich gegen Euch, Herr von Stogumber, oder gegen den König von England, anzunehmen, daß Englisch die Muttersprache des Teufels ist. Laßt das also fallen. Die Sache ist nicht durchwegs aus den zwölf Punkten gestrichen worden. Bitte, setzt euch, meine Herren, und laßt uns an unser Geschäft gehen. *Alle, die noch nicht Platz genommen haben, setzen sich jetzt.*

Kaplan. Nun, ich protestiere. Das ist alles. *Er setzt sich rechts vom Bischof.*

Courcelles. Ich empfinde es schwer, daß unsere ganze Arbeit umsonst gewesen sein könnte. Das ist nur ein weiteres Beispiel des teuflischen Einflusses, den dieses Frauenzimmer auf den Gerichtshof ausübt. *Er setzt sich zur Rechten des Kaplans.*

Cauchon. Wollt Ihr wirklich andeuten, daß ich unter teuflischem Einfluß stehe?

Courcelles. Ich deute gar nichts an, aber es scheint mir, daß hier eine Verschwörung besteht, um die Tatsache zu verschleiern, daß die Jungfrau das Pferd des Bischofs von Senlis gestohlen hat.

Cauchon seinen Unmut schwer beherrschend: Wir sind kein Po-

lizeigericht. Sollen wir unsere Zeit mit solch dummem Zeug vergeuden?

Courcelles erhebt sich entsetzt: Eminenz! Nennt Ihr das Pferd des Bischofs dummes Zeug?

Inquisitor sanft: Herr von Courcelles, die Jungfrau behauptet, daß sie für das Pferd des Bischofs einen sehr guten Preis gezahlt habe und daß es nicht ihre Schuld sei, wenn er das Geld nicht bekommen hat. Da dies wahr sein könnte, ist dieser Punkt einer von denen, wovon die Jungfrau ganz ruhig freigesprochen werden mag.

Courcelles. Ja, wenn es ein gewöhnliches Pferd gewesen wäre. Aber das Pferd des Bischofs! Wie kann ihr das nachgesehen werden. *Er setzt sich wieder, verwirrt und entmutigt.*

Inquisitor. Ich möchte Euch mit aller Achtung darauf aufmerksam machen, daß die Jungfrau, wenn wir daran festhalten, sie wegen einiger Lappalien anzuklagen, in denen wir sie vielleicht als unschuldig erklären müßten, uns bei der großen Hauptanschuldigung der Ketzerei entkommen könnte. Bis jetzt scheint sie allerdings auf ihrer Schuld förmlich zu bestehen. Ich bitte euch deshalb, wenn die Jungfrau uns vorgeführt wird, nichts von diesen Pferdediebstählen und Tanzereien um Zauberbäume mit den Dorfkindern, und Gebeten zu verwunschenen Quellen und einem Dutzend anderer Dinge zu sprechen, die ihr bis zu meiner Ankunft so fleißig zu erforschen suchtet. Es gibt kein Dorfmädchen in Frankreich, gegen das ihr nicht solche Dinge ins Treffen führen könntet. Sie tanzen alle um verwunschene Bäume und beten zu magischen Quellen. Manche unter ihnen würden das Pferd des Papstes stehlen, wenn sich Gelegenheit dazu fände. Ketzerei, meine Herren, Ketzerei ist die Anklage, die wir gegen sie erheben müssen. Die Aufdeckung und Unterdrückung der Ketzerei ist mein besonderes Amt. Ich bin als Inquisitor hier, nicht als ein gewöhnlicher Richter. Haltet euch an die Ketzerei, meine Herren, und laßt die andern Dinge fallen.

Cauchon. Ich kann hinzufügen, daß wir in das Dorf des Mädchens geschickt haben, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Und es liegt eigentlich nichts Ernstes gegen sie vor.

Kaplan } *erheben sich* } Nichts Ernstes — Eminenz! Was!
Courcelles } *gleichzeitig:* } Der Zauberbaum kein . . . . .

Cauchon am Ende seiner Geduld: Schweigt, meine Herren, oder sprecht wenigstens nicht gleichzeitig.

Courcelles sinkt eingeschüchtert in seinen Stuhl zurück.

Kaplan nimmt mürrisch seinen Platz wieder ein: Das hat uns auch die Jungfrau am letzten Freitag gesagt.

Cauchon. Ich wollte, Ihr hättet auf sie gehört, Herr. Wenn ich sage: nichts Ernstes, so meine ich nichts, was Männer von genügend weitem Geist als ernst genug betrachten würden, um eine Untersuchung wie diese zu führen. Ich stimme mit meinem Kollegen, dem Inquisitor, darin überein, daß wir auf Grund der Ketzerei vorgehen müssen.

Ladvenu ein junger, aber asketisch schlanker Dominikaner, der neben Courcelles an seiner rechten Seite sitzt: Aber ist an der Ketzerei des Mädchens etwas besonders Böses? Ist sie nicht bloß ihre Einfalt? Viele Heilige haben genau dasselbe behauptet wie Johanna.

Inquisitor läßt seine Milde fallen und spricht sehr ernst: Bruder Martin, hättet Ihr das gesehen, was ich von Ketzerei gesehen habe, so würdet Ihr nicht glauben, daß sie eine leichte Sache sei, selbst wenn sie einen scheinbar ganz harmlosen und sogar liebenswerten und frommen Ursprung hat. Die Ketzerei beginnt schon bei jenen Menschen, die allem Anschein nach besser als ihre Nachbarn sind. Ein sanftmütiges und frommes Mädchen oder ein junger Mann, der das Gebot unseres Herrn befolgt, indem er all seinen Reichtum den Armen gibt und die Tracht der Armut, das Leben der Entsagung und die Vorschrift der Demut und christlichen Liebe auf sich nimmt, kann der Begründer einer Ketzerei sein, die Kirche und Reich zugrunde richten könnte, wenn sie nicht unbarmherzig bis zur Wurzel ausgerottet wird.

Die Protokolle der heiligen Inquisition sind voll von Geschichten, die wir der Welt nicht zu unterbreiten wagen, weil sie jenseits des Glaubens ehrlicher Männer und unschuldiger Frauen sind. Und dennoch begannen sie alle bei heiligen Einfaltspinseln. Ich habe das wiederholt gesehen. Merkt euch, was ich sage: Das Weib, das sich gegen seine Kleidung auflehnt und die eines Mannes anlegt, gleicht dem Manne, der seinen Pelz abwirft und sich wie Johannes der Täufer kleidet. So gewiß wie die Nacht dem Tage folgt, folgen ihnen Scharen von wilden Frauen und Männern, die sich weigern, überhaupt etwas anzuziehen. Wenn Mädchen weder heiraten noch den Schleier nehmen wollen, und Männer die Ehe verwerfen und ihr Gelüste zu göttlichen Eingebungen aufblasen, dann machen sie, so gewiß wie der Sommer dem Frühling folgt, mit Polygamie den Anfang und enden mit Blutschande. Zu Beginn scheint Ketzerei unschuldig, ja sogar lobenswert. Aber sie endet in einer so ungeheuren entsetzlich widernatürlichen Schlechtigkeit, daß der Sanftmütigste unter euch, wenn er sie an der Arbeit sähe, wie ich sie sah, sich gegen ihre barmherzige Behandlung durch die Kirche auflehnen würde.

Seit zweihundert Jahren kämpft das heilige Amt gegen diesen teuflischen Wahn, der immer damit anfängt, daß eitle und unwissende Menschen ihr eigenes Urteil gegen die Kirche aufstellen und sich anmaßen, die Ausleger von Gottes Willen zu sein. Ihr dürft nicht in den üblichen Irrtum verfallen, diese Einfaltspinsel für Lügner und Heuchler zu halten. Sie glauben ehrlich und aufrichtig, daß ihre teuflischen Eingebungen göttlich seien. Deshalb müßt ihr auf der Hut sein gegen euer natürliches Mitleid. Ihr seid, wie ich hoffe, alle barmherzige Menschen. Wie hättet ihr sonst euer Leben dem Dienste unseres sanften Heiland weihen können? Ihr seid im Begriff, ein junges, frommes und keusches Mädchen vor euch zu sehen; denn ich muß euch sagen, meine Herren, daß die Dinge, die unsere englischen

Freunde gegen die Jungfrau vorbringen, durch keinerlei Beweis unterstützt werden, während zahllose Zeugenschaft vorhanden ist, daß ihre Ausschreitungen ein Übermaß an Religion und christlicher Liebe, nicht aber Weltlichkeit und Wollust gewesen sind. Diese Jungfrau ist nicht eine von jenen, deren harte Gesichtszüge ein Zeichen harten Herzens sind und deren eherne Blicke und unzüchtiges Benehmen sie schon verurteilen, ehe sie angeklagt werden. Der teuflische Hochmut, der sie in ihre gefährliche Lage gebracht hat, hat kein Zeichen in ihr Antlitz gegraben. So sonderbar es euch auch scheinen mag, er hat sogar in ihrem Charakter kein Zeichen zurückgelassen, außer jenen besonderen Dingen, auf die sie stolz ist, so daß ihr ihren teuflischen Hochmut und ihre natürliche Demut dicht beisammen in ein und derselben Seele sehen werdet. Deshalb seid auf der Hut. Gott verhüte, daß ich euch sagte, ihr möchtet euer Herz verhärten. Denn ihre Strafe, falls wir sie verurteilen, wird so grausam sein, daß wir unsere eigne Hoffnung auf göttliches Erbarmen verwirken würden, wenn auch nur ein Körnchen Bosheit gegen sie in unseren Herzen wäre. Aber wenn ihr die Grausamkeit hasset — und wenn einer hier ist, der sie nicht haßt, befehle ich ihm bei seinem Seelenheil, diesen heiligen Gerichtshof zu verlassen — ich sage: Wenn ihr die Grausamkeit hasset, bedenket, daß nichts so grausame Folgen nach sich zieht wie die Duldung der Ketzerei. Bedenket auch, daß kein Gerichtshof so grausam sein kann, wie es die gewöhnlichen Menschen gegen jene sind, die sie der Ketzerei verdächtigen. Der Ketzer in den Händen des heiligen Amtes ist vor Gewalttätigkeit geschützt, er ist eines gerechten Verhöres sicher, und selbst wenn er schuldig ist, kann er den Tod nicht erleiden, wenn der Sünde die Reue folgt. Unzähligen Ketzern ist das Leben gerettet worden, weil das heilige Amt sie aus den Händen des Volkes befreit und weil das Volk sie freigegeben hat, wohl wissend, daß das heilige Amt mit ihnen abrechnen würde. Früher, bevor die

heilige Inquisition bestand — und auch jetzt noch, wenn ihre Sachwalter nicht erreichbar sind —, wurde die Unglückliche, die vielleicht ganz unwissentlich und ungerechterweise der Ketzerei verdächtigt wurde, gesteinigt, in Stücke gerissen, ertränkt, im eigenen Hause mit all ihren unschuldigen Kindern verbrannt, ohne Verhör, ohne Beichte, nicht begraben oder wie ein Hund begraben: all das sind Taten, die Gott verabscheut und der Mensch als grausam empfindet.

Meine Herren, ich bin von Natur aus ebenso wie von Berufs wegen barmherzig. Und obgleich das Werk, das ich vollbringen muß, jenen grausam scheinen mag, die nicht wissen, um wieviel grausamer es wäre, wenn es ungetan bliebe, würde ich lieber selber den Scheiterhaufen besteigen, als dieses Werk vollbringen, wenn ich nicht von seiner Gerechtigkeit, seiner Notwendigkeit, seiner wesentlichen Barmherzigkeit überzeugt wäre. Ich bitte euch, euer Amt an unserem Gerichtshof in dieser Überzeugung auszuüben. Der Zorn ist ein schlechter Ratgeber, verbannet den Zorn. Das Mitleid ist manchmal ein schlimmerer — verbannet das Mitleid. Aber verbannet nicht die Barmherzigkeit — vergesset nur niemals, daß über allem die Gerechtigkeit steht. Habt Ihr irgend etwas zu sagen, Eminenz, ehe wir an das Verhör schreiten?

Cauchon. Ihr habt für mich gesprochen, und besser, als ich es könnte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendein geistig gesunder Mensch auch nur einem Wort nicht zustimmen könnte, das Ihr gesprochen habt. Aber dies will ich hinzufügen: Die rohen Ketzereien, von denen Ihr uns erzählt habt, sind furchtbar. Aber ihre Furchtbarkeit gleicht der Furchtbarkeit der Pest. Sie wütet eine Weile und dann stirbt sie aus, weil gesunde und vernünftige Menschen sich keiner Aufreizung zuliebe mit Nacktheit und Blutschande und Polygamie und dergleichen abfinden werden.

Wir sehen uns heute in ganz Europa jedoch einer Ketzerei gegenüber, die sich unter Menschen verbrei-

tet, die weder geistesschwach noch gehirnkrank sind. Nein, je stärker der Geist, desto hartnäckiger der Ketzer. Diese Ketzerei wird weder durch phantastische Ausschweifungen entehrt, noch durch die gemeinen Gelüste des Fleisches ungenießbar gemacht. Aber auch sie stellt das eigene Urteil des einzelnen irrenden Sterblichen gegen die erhabene Weisheit und Erfahrung der Kirche auf. Der mächtige Bau der katholischen Christenheit wird niemals durch nackte Narren oder durch die Sünden von Moab und Amon erschüttert werden. Aber sie kann verraten und barbarischem Untergang und der Verwüstung zugeführt werden durch jene Erzketzerei, die der englische Befehlshaber Protestantismus nennt.

Die Beisitzer flüsternd: Protestantismus! Was war das? Was will der Bischof damit sagen? Ist das eine neue Ketzerei? Der englische Befehlshaber sagt er? Habt Ihr jemals von Protestantismus gehört?

Cauchon fährt fort: Dabei fällt mir ein, was für eine Vorkehrung hat Graf Warwick für die Verteidigung des weltlichen Armes der Gerechtigkeit getroffen, falls die Jungfrau sich als unbußfertig erweisen und die Menge sich hinreißen lassen sollte, sie in Schutz zu nehmen?

Kaplan. Macht Euch darüber keine Sorge, Eminenz. Der edle Lord hat achthundert Bewaffnete vor den Toren. Sie wird nicht durch unsere englischen Finger schlüpfen, und wäre die ganze Stadt auf ihrer Seite.

Cauchon empört: Wollt Ihr nicht hinzufügen: Gott gebe, daß sie bereue und ihre Sünden büße?

Kaplan. Das scheint mir nicht konsequent — aber selbstverständlich bin ich der Ansicht Eurer Eminenz.

Cauchon gibt ihn mit einem Achselzucken der Verachtung auf: Der Gerichtshof beginnt seine Sitzung.

Inquisitor. Man führe die Angeklagte vor.

Ladvenu ruft: Die Angeklagte soll eintreten.

Johanna, mit einer Kette an den Fußknöcheln, wird durch die Bogentür, die sich hinter dem Schemel der Angeklagten befindet, von einer Wache englischer Soldaten hereingeführt. Der Scharfrichter mit seinen

Gehilfen ist mit ihnen. Sie führen sie zum Gefangenenschemel und stellen sich hinter Johanna auf, nachdem sie ihr die Kette abgenommen haben. Sie trägt das schwarze Wams eines Edelknaben. Die lange Gefangenschaft und die Anstrengung der Voruntersuchungen, die dem Verhöre vorausgegangen sind, haben ihre Spuren an ihr zurückgelassen. Aber noch ist ihre Lebhaftigkeit vorhanden. Johanna betrachtet den Gerichtshof uneingeschüchtert, ohne ein Zeichen der Ehrfurcht, die seine förmliche Feierlichkeit zum vollkommenen Erfolg seiner Eindrucksfähigkeit zu fordern scheint.

Inquisitor freundlich: Setz' dich, Johanna.

Sie setzt sich auf den Gefangenenschemel.

Du bist heute sehr blaß — fühlst du dich nicht wohl?

Johanna. Danke schön, mir geht's recht gut, aber der Bischof hat mir ein Stück Karpfen geschickt, und das hat mich krank gemacht.

Cauchon. Das tut mir leid, ich habe befohlen, darauf zu achten, daß er frisch sei.

Johanna. Ihr habt es gut mit mir gemeint, ich weiß. Aber der Karpfen ist ein Fisch, der mir nicht bekommt. Die Engländer dachten, Ihr versuchtet mich zu vergiften.

Cauchon, Kaplan gleichzeitig: Was? Nein, mein Gott!

Johanna fährt fort: Die Engländer sind entschlossen, mich als Hexe verbrennen zu lassen, und haben mir ihren Arzt geschickt, mich zu heilen. Aber es wurde ihm verboten, mich zur Ader zu lassen, weil die dummen Leute glauben, daß eine Hexe ihre Hexenkünste verliert, wenn man sie zur Ader läßt. Deshalb hatte er nur Schimpfworte für mich. Warum laßt ihr mich in den Händen der Engländer? Ich sollte in den Händen der Kirche sein. Und warum muß ich mit den Füßen an einen Holzpflock gefesselt werden? Habt ihr Angst, ich könnte davonfliegen?

D'Estivet barsch: Weib, es ist nicht an dir, den Gerichtshof zu verhören. Es ist an uns, dich zu verhören.

Courcelles. Als man dich ungefesselt ließ, versuchtest du nicht zu fliehen, indem du von einem sechzig Fuß hohen Turm hinabsprangst? Wie kommt es, daß du

noch am Leben bist, wenn du nicht wie eine Hexe fliegen kannst?

Johanna. Wahrscheinlich, weil der Turm nicht so hoch war, ehe ihr mich darüber auszufragen anfingt. Er ist täglich höher und höher geworden.

D'Estivet. Warum bist du vom Turm gesprungen?

Johanna. Woher wißt Ihr, daß ich gesprungen bin?

D'Estivet. Man fand dich im Burggraben liegen. Warum hast du den Turm verlassen?

Johanna. Warum würde man wohl ein Gefängnis verlassen, wenn man fliehen könnte?

D'Estivet. Du hast zu entfliehen versucht?

Johanna. Selbstverständlich, und auch nicht zum erstenmal. Wenn man die Käfigtür offen läßt, fliegt der Vogel fort.

D'Estivet steht auf: Das ist ein Geständnis der Ketzerei. Ich lenke die Aufmerksamkeit des Gerichtshofes darauf.

Johanna. Ketzerei nennt er das? Bin ich deshalb eine Ketzerin, weil ich aus dem Gefängnis zu entfliehen versuche?

D'Estivet. Sicherlich, wenn du dich in den Händen der Kirche befindest und dich ihnen eigensinnig entziehst, dann wirst du der Kirche abtrünnig, und das ist Ketzerei.

Johanna. So ein Unsinn. Niemand kann so dumm sein, das zu glauben.

D'Estivet. Ihr hört, Eminenz, wie ich in der Ausübung meiner Pflicht von diesem Weibe beschimpft werde. *Er setzt sich entrüstet.*

Cauchon. Ich habe dich schon früher darauf hingewiesen, Johanna, daß du dir durch solche vorlauten Antworten nicht nützest.

Johanna. Aber ihr wollt mit mir nicht vernünftig sprechen. Ich bin schon vernünftig, wenn nur ihr vernünftig sein wolltet.

Inquisitor unterbricht: Das ist doch nicht in Ordnung. Ihr vergeßt, Herr Ankläger, daß die Verhandlung noch nicht förmlich eröffnet wurde. Die Zeit für Fragen wird

erst kommen, wenn sie bei den Evangelien geschworen hat, uns die ganze Wahrheit zu sagen.

Johanna. Das sagt ihr mir jedesmal. Ich habe wiederholt erklärt, daß ich euch alles sagen will, was dieses Verhör von mir verlangt. Aber ich kann euch nicht die ganze Wahrheit sagen, Gott erlaubt nicht, daß die ganze Wahrheit gesagt werde. Ihr versteht sie auch nicht, wenn ich sie sage. Es ist ein altes Sprichwort, daß der bestimmt gehängt wird, der zu viel die Wahrheit sagt. Ich hab' diesen Wortstreit satt. Wir haben ihn schon neunmal durchgekämpft. Ich habe so viel geschworen, als ich schwören will, und werde nicht noch mehr schwören.

Courcelles. Eminenz, man sollte sie der Folter überweisen.

Inquisitor. Hörst du, Johanna? Das ist es, was den Verstockten widerfährt. Besinne dich, ehe du antwortest. Hat man ihr die Werkzeuge gezeigt?

Henkersknecht. Sie sind bereit, Euer Gnaden. Sie hat sie gesehen.

Johanna. Und wenn ihr mir Glied für Glied aus dem Leibe reißt, bis ihr meine Seele von meinem Körper trennt, werdet ihr nichts aus mir herausbringen, außer was ich euch schon gesagt habe. Was könnte ich euch noch sagen, das ihr verstehen würdet? Übrigens kann ich Schmerzen nicht ertragen. Und wenn ihr mir wehtut, werde ich alles sagen, was ihr wollt, nur um dem Schmerz ein Ende zu machen. Aber nachher werde ich das alles widerrufen. Was hat es also für einen Zweck?

Ladvenu. Es ist etwas daran — wir sollten barmherzig vorgehen.

Courcelles. Aber die Folter ist üblich.

Inquisitor. Sie darf nicht leichtfertig angewendet werden. Wenn die Angeklagte freiwillig gestehen will, kann ihre Anwendung nicht gerechtfertigt werden.

Courcelles. Aber das ist ungewöhnlich und ordnungswidrig. Sie weigert sich, den Eid zu leisten.

Ladvenu angewidert: Wollt Ihr das Mädchen nur zum Vergnügen foltern?

Courcelles verwirrt: Es ist kein Vergnügen, es ist Gesetz, es ist üblich, man wendet die Folter immer an.

Inquisitor. Das stimmt nicht, Herr, außer wenn das Verhör von Leuten geführt wird, die ihr gesetzliches Amt nicht kennen.

Courcelles. Aber das Weib ist eine Ketzerin; ich versichere Euch, die Folter wird immer angewendet.

Cauchon entschieden: Sie wird heute nicht angewendet werden, wenn es nicht nötig ist. Machen wir damit ein Ende. Ich will nicht, daß man sagen kann, wir wären auf Grund erpreßter Geständnisse vorgegangen. Wir haben unsere besten Prediger und Doktoren zu dieser Person geschickt, sie zu ermahnen und zu beschwören, ihre Seele und ihren Körper vom Feuertode zu erretten. Wir werden ihr jetzt nicht den Henker schicken, damit er sie dorthin stoße.

Courcelles. Eminenz sind barmherzig, natürlich. Aber es lädt eine große Verantwortung auf, vom gewöhnlichen Gebrauche abzuweichen.

Johanna. Du bist ein seltener Dummkopf. „Tue, was zuletzt getan wurde", ist deine Regel, was?

Courcelles erhebt sich: Du liederliches Weib, wagst du es, mich Dummkopf zu nennen?

Inquisitor. Geduld, Herr, Geduld. Ich fürchte, Ihr werdet nur zu bald furchtbar gerächt werden.

Courcelles murmelt. Dummkopf, fürwahr. *Er setzt sich sehr verstimmt.*

Inquisitor. Inzwischen wollen wir uns durch die rauhe Sprache einer Schafhirtin nicht erbittern lassen.

Johanna. Nein, ich bin keine Schafhirtin, obgleich ich wie manche andere bei den Schafen geholfen habe. Ich kann im Hause die Arbeit einer Dame tun — Spinnen oder Weben — so gut wie irgendeine Frau in Rouen.

Inquisitor. Jetzt ist nicht der Augenblick für Eitelkeit, Johanna. Du bist in großer Gefahr.

Johanna. Ich weiß; bin ich für meine Eitelkeit nicht bestraft worden? Wenn ich Närrin nicht meinen Überwurf aus goldgesticktem Tuch in der Schlacht getragen hätte, würde mich jener burgundische Soldat niemals hinterrücks vom Pferde gerissen haben, und ich wäre nicht hier.

Kaplan. Wenn du bei weiblichen Arbeiten so geschickt bist, warum bleibst du nicht zu Hause, um sie zu verrichten?

Johanna. Es gibt eine Menge anderer Frauen, die das können, aber es gibt niemanden, der mein Werk tun könnte.

Cauchon. Laß, wir verlieren unsere Zeit mit Kleinigkeiten. Johanna, ich will dir eine sehr feierliche Frage stellen: Überlege sorgfältig, was du antwortest, denn dein Leben und dein Heil stehen dabei auf dem Spiele. Willst du für alles, was du gesagt und getan hast, ob gut oder böse, das Urteil der Kirche Gottes auf Erden anerkennen? Sehen wir von den Handlungen und Worten, die dir in dieser Untersuchung durch den Ankläger zugeschrieben werden, ab: willst du deinen Fall der vom göttlichen Geist erfüllten, streitbaren Kirche anvertrauen?

Johanna. Ich bin ein gläubiges Kind der Kirche, ich will der Kirche gehorchen.

Cauchon beugt sich hoffnungsvoll vor: Willst du das?

Johanna. Vorausgesetzt, daß sie nichts Unmögliches befiehlt.

Cauchon sinkt mit einem schweren Seufzer in seinen Stuhl zurück. Der Inquisitor runzelt die Stirn und zieht die Lippen zusammen. Ladvenu schüttelt mitleidig den Kopf.

D'Estivet. Sie mutet der Kirche den Irrtum und die Torheit zu, Unmögliches zu befehlen.

Johanna. Wenn ihr mir befehlt zu erklären, daß alles, was ich getan und gesagt habe und alle die Visionen und Offenbarungen, die ich hatte, nicht von Gott kamen, dann ist das unmöglich. Das will ich um alles in der Welt nicht erklären. Nie will ich das, was Gott mir zu

tun befahl, als schlecht erklären. Und was er befohlen hat und befehlen wird, werde ich ohne Rücksicht auf einen lebenden Menschen zu tun nicht unterlassen. Das ist es, was ich unter „unmöglich" verstehe. Und falls mir die Kirche irgend etwas zu tun befehlen sollte, was im Widerspruch zu den Befehlen steht, die ich von Gott erhalte, will ich es nicht tun, was immer es auch sein mag.

Die Beisitzer entsetzt und entrüstet: Oh! Die Kirche im Widerspruch zu Gott! Was sagt Ihr jetzt? Grauenhafte Ketzerei! Das übertrifft alles!

D'Estivet wirft seine Anklageschrift auf den Tisch: Eminenz, braucht Ihr danach noch irgend etwas zu hören?

Cauchon. Weib, du hast genug gesagt, daß man dafür zehn Ketzer verbrennen könnte. Willst du dich nicht warnen lassen, willst du nicht begreifen?

Inquisitor. Wenn die streitbare Kirche dir sagt, daß deine Offenbarungen und Visionen vom Teufel kommen, um dich der Verdammnis zu gewinnen, willst du nicht glauben, daß die Kirche weiser ist als du?

Johanna. Ich glaube, daß Gott weiser ist als ich. Und seine Befehle will ich vollführen. All die Dinge, die Ihr meine Verbrechen nennt, sind durch Befehl Gottes an mich gelangt. Ich erkläre, daß ich sie auf Gottes Befehl getan habe. Es ist mir unmöglich, irgend etwas anderes zu sagen. Wenn irgendein Geistlicher das Gegenteil sagt, dann darf ich ihm nicht glauben. Ich werde Gott allein glauben, dessen Befehle ich immer befolge.

Ladvenu redet eifrig auf sie ein: Du weißt nicht, was du sagst, mein Kind. Willst du Selbstmord begehen? Höre zu. Glaubst du nicht, daß du der Kirche Gottes auf Erden untertan bist?

Johanna. Ja, wann habe ich das je geleugnet?

Ladvenu. Gut. Das heißt, nicht wahr, daß du unserem Herrn, dem Papste, den Kardinälen, den Erzbischöfen und den Bischöfen untertan bist, die Seine Eminenz heute hier vertritt.

Johanna. Man muß vor allem Gott dienen.

D'Estivet. Also dir befehlen deine Stimmen, dich der streitbaren Kirche nicht zu unterwerfen?

Johanna. Meine Stimmen sagen mir nicht, ich solle der Kirche nicht gehorchen; aber zuerst kommt Gott.

Cauchon. Und du, nicht aber die Kirche, hast darüber zu entscheiden?

Johanna. Welch andere Entscheidung kann ich beurteilen als meine eigene?

Die Beisitzer von Ärger erfaßt: Oh! *Sie finden keine Worte um ihren Ärger auszudrücken.*

Cauchon. Mit deinem eigenen Mund hast du dich verurteilt. Wir haben um deine Errettung bis zur Selbstversündigung gekämpft. Wir haben dir die Tür immer wieder und wieder aufgetan und du hast sie vor unserem Antlitz und vor dem Antlitz Gottes zugeschlagen. Wagst du nach allem, was du gesagt hast, zu behaupten, daß du Gottes Gnade genießest?

Johanna. Wenn nicht, möge Gott sie mir gewähren! Wenn ich sie genieße, möge Gott sie mir erhalten!

Ladvenu. Das ist eine sehr gute Antwort, Eminenz.

Courcelles. Hast du Gottes Gnade genossen, als du das Pferd des Bischofs stahlst?

Cauchon steht wütend auf: Oh, der Teufel hole das Pferd des Bischofs und Euch dazu. Wir sind hier, um einen Fall von Ketzerei zu untersuchen. Und kaum gelangen wir an die Wurzel der Sache, werden wir durch Idioten zurückgeworfen, die von nichts etwas verstehen als von Pferden. *Zitternd vor Wut zwingt er sich doch sitzenzubleiben.*

Inquisitor. Meine Herren, meine Herren, ihr seid die besten Anwälte der Jungfrau, wenn ihr auf diese kleinen Punkte eingeht. Ich bin nicht überrascht, daß Seine Eminenz die Geduld verloren hat. Was sagt der Ankläger? Legt er Wert auf diese unwichtigen Dinge?

D'Estivet. Ich bin durch mein Amt gebunden, auf alles Wert zu legen. Wenn die Frauensperson eine Ketzerei gesteht, wird der Kirchenbann über sie ausgesprochen. Was hat es zu bedeuten, daß sie sich daneben auch solcher Handlungen schuldig gemacht hat, die sie

geringeren Strafen aussetzen? Ich teile die Ungeduld Seiner Eminenz, was jene geringeren Verfehlungen betrifft, nur muß ich mit aller Achtung die Schwere zweier furchtbarer gotteslästerlicher Verbrechen betonen, die sie nicht leugnet: Erstens trägt sie Männerkleider, was unanständig, widernatürlich und scheußlich ist. Und trotz unserer ernstesten Ermahnungen und Vorstellungen will sie diese nicht einmal ablegen, um das heilige Abendmahl zu empfangen. Zweitens hat sie Verkehr mit bösen Geistern und ist deshalb eine Hexe.

Johanna. Ist die gesegnete heilige Katharina oder die heilige Margaretha oder der Erzengel Michael ein böser Geist?

Courcelles. Woher weißt du, daß der Geist, der dir erscheint, ein Erzengel ist? Erscheint er dir nicht als nackter Mann?

Johanna. Glaubt Ihr, daß Gott keine Kleider für ihn aufbringen kann? *Die Beisitzer können nicht umhin zu lächeln, insbesondere, weil der Scherz gegen Courcelles gerichtet ist.*

Ladvenu. Gut geantwortet, Johanna!

Inquisitor. Es ist tatsächlich gut geantwortet, aber kein böser Geist wäre so dumm, einem jungen Mädchen in einer Verkleidung zu erscheinen, die es abstoßen würde, wenn er die Absicht hätte, sich fälschlich für einen Boten des Allerhöchsten auszugeben. Johanna, die Kirche lehrt dich, daß diese Erscheinungen Dämonen sind, die den Untergang deiner Seele wollen. Willst du die Belehrung der Kirche gläubig aufnehmen?

Johanna. Ich nehme den Boten Gottes gläubig auf. Wie könnte ihn irgendein treuer Gläubiger der Kirche ablehnen?

Cauchon. Elendes Weib. Wieder frage ich dich: Weißt du, was du sprichst?

Inquisitor. Ihr ringt vergeblich mit dem Teufel um ihre Seele, Eminenz. Sie will nicht gerettet werden. Nun, was die männliche Kleidung anbelangt, zum letztenmal: Willst du diesen frechen Anzug ablegen und dich kleiden, wie es deinem Geschlecht geziemt?

Johanna. Das will ich nicht.

D'Estivet einfallend: Die Sünde des Ungehorsams, o Gott!

Johanna bekümmert: Aber meine Stimmen sagen mir, daß ich mich wie ein Soldat kleiden muß.

Ladvenu. Johanna, Johanna, beweist dir das nicht, daß deine Stimmen die Stimmen böser Geister sind? Kannst du uns einen guten Grund dafür angeben, warum dir ein Engel Gottes einen so schamlosen Rat geben sollte?

Johanna. O ja, was wäre einfacher und vernünftiger? Ich war Soldat und lebte unter Soldaten. Ich bin gefangen und werde von Soldaten bewacht. Wenn ich mich wie ein Weib kleiden wollte, würden sie an mich denken wie an ein Weib. Und was würde dann aus mir? Wenn ich mich wie ein Soldat kleide, denken sie an mich wie an einen Soldaten, und ich kann mit ihnen leben, wie ich zu Hause mit meinen Brüdern lebe. Das ist der Grund, warum die heilige Katharina mir befahl, mich nicht wie ein Weib zu kleiden, bevor sie mir die Erlaubnis dazu gibt.

Courcelles. Wann wird sie dir die Erlaubnis dazu geben?

Johanna. Sobald ihr mich aus den Händen der englischen Soldaten befreit. Ich habe Euch gesagt, daß ich in den Händen der Kirche sein sollte, nicht aber Tag und Nacht mit vier Soldaten des Grafen von Warwick. Verlangt Ihr von mir, daß ich im Weiberrock unter ihnen lebe?

Ladvenu. Eminenz, was sie sagt, ist weiß Gott sehr schlecht und widerlich, aber ein Körnchen weltlicher Vernunft, das ein einfältiges Dorfmädchen wohl irreführen kann, ist darin zu finden.

Johanna. Wenn wir im Dorf so einfältig wären wie ihr in euren Höfen und Palästen, würde es bald keinen Weizen geben, für euch Brot zu backen.

Cauchon. Das ist der Dank, den Ihr dafür erntet, daß Ihr sie zu retten versucht, Bruder Martin.

Ladvenu. Johanna, wir alle versuchen dich zu retten. Seine Eminenz versucht dich zu retten. Der Inquisitor könnte gegen dich nicht gerechter vorgehen, wenn du seine eigene Tochter wärest. Aber du bist durch einen furchtbaren Stolz und durch Selbstüberhebung verblendet.

Johanna. Warum sagt Ihr das? Ich habe doch nichts Schlechtes gesagt. Ich kann das nicht begreifen.

Inquisitor. Der heilige Athanasius hat es in seinem Glaubensbekenntnis niedergelegt, daß alle, die nicht begreifen können, verdammt sind. Es genügt nicht, einfältig zu sein, es genügt nicht einmal das zu sein, was einfältige Menschen gut nennen. Die Einfalt eines verdunkelten Geistes ist nicht besser als die Einfalt eines Tieres.

Johanna. In der Einfalt eines Tieres liegt große Weisheit mit Verlaub — und manchmal liegt große Torheit in der Weisheit der Gelehrten.

Ladvenu. Das wissen wir schon, Johanna. Wir sind nicht so dumm, wie du glaubst. Trachte der Versuchung zu widerstehen, uns vorlaute Antworten zu geben. Siehst du jenen Mann, der hinter dir steht? *Er zeigt auf den Henker.*

Johanna wendet sich um und sieht den Mann an: Euer Folterknecht — aber der Bischof sagte, ich sollte nicht gefoltert werden.

Ladvenu. Du sollst nicht gefoltert werden, weil du alles gestanden hast, was zu deiner Verurteilung nötig ist. Dieser Mann ist nicht nur der Folterknecht, er ist auch der Scharfrichter. *Er ruft:* Scharfrichter! Laß die Jungfrau deine Antworten auf meine Fragen hören. Bist du heute für die Verbrennung eines Ketzers vorbereitet?

Scharfrichter. Ja, Herr.

Ladvenu. Ist der Scheiterhaufen bereit?

Scharfrichter. Jawohl! Auf dem Marktplatz. Die Engländer haben ihn zu hoch errichtet, als daß ich in ihre Nähe gelangen und ihr den Tod erleichtern könnte. Es wird ein grausamer Tod sein.

Johanna entsetzt: Aber, ihr werdet mich doch jetzt nicht verbrennen?

Inquisitor. Endlich wird es dir klar.

Ladvenu. Achthundert englische Soldaten warten darauf, dich auf den Marktplatz zu führen, im Augenblick, wo der Bannfluch der Ausstoßung die Lippen deiner Richter verlassen hat. Nur wenige kurze Augenblicke trennen dich von diesem Schicksal!

Johanna sieht sich verzweifelt nach Hilfe um: O mein Gott!

Ladvenu. Verzweifle nicht, Johanna! Die Kirche ist barmherzig, du kannst dich retten!

Johanna hoffnungsvoll: Ja. Meine Stimmen versprachen mir, daß ich nicht verbrannt werden würde. Die heilige Katharina befahl mir, kühn zu sein.

Cauchon. Weib, bist du ganz verrückt? Siehst du noch immer nicht, daß deine Stimmen dich betrogen haben?

Johanna. O nein, das ist unmöglich.

Cauchon. Unmöglich? Sie haben dich geradeswegs zum Kirchenbann geführt, auf den Scheiterhaufen, der dich dort erwartet.

Ladvenu mit eindringlicher Betonung: Haben die Stimmen dir ein einziges Versprechen gehalten, seitdem du bei Compiègne gefangengenommen wurdest? Der Teufel hat dich verraten. Die Kirche streckt die Arme nach dir aus.

Johanna verzweifelt: Oh, es ist wahr, es ist wahr, meine Stimmen haben mich betrogen. Ich bin von Teufeln verhöhnt worden, mein Glaube ist gebrochen. Ich habe gewagt und gewagt — aber nur ein Narr wird ins Feuer schreiten. Gott, der mir meinen gesunden Menschenverstand gegeben hat, kann das von mir nicht verlangen.

Ladvenu. Nun Gott sei gelobt, daß er dich in der elften Stunde errettet hat.

Er eilt an den leeren Sitz zum Tisch der Schreiber, reißt einen Bogen Papier an sich und beginnt emsig darauf zu schreiben.

Cauchon. Amen!

Johanna. Was muß ich tun?

Cauchon. Du mußt einen feierlichen Widerruf deiner Ketzerei unterschreiben!

Johanna. Unterschreiben? Das heißt, meinen Namen schreiben? Ich kann nicht schreiben.

Cauchon. Du hast schon früher viele Briefe unterschrieben.

Johanna. Ja, aber jemand hielt mir die Hand und führte mir die Feder. Ich kann mein Zeichen machen.

Kaplan der mit wachsender Unruhe und Entrüstung zugehört hat: Eminenz, soll das heißen, daß Ihr diesem Weib gestatten wollt, uns zu entwischen?

Inquisitor. Das Gesetz muß seinen Lauf nehmen, Herr von Stogumber. Und Ihr wißt, was das Gesetz verlangt.

Kaplan erhebt sich rot vor Wut: Ich weiß, daß es bei den Franzosen keine Treue gibt. *Lärm, den er niederschreit:* Ich weiß, was mein Herr, der Kardinal von Winchester, sagen wird, wenn er dies erfährt. Ich weiß, was der Graf von Warwick tun wird, wenn er erfährt, daß Ihr die Absicht habt, ihn zu verraten. Vor dem Tor sind achthundert Mann, die dafür sorgen werden, daß diese abscheuliche Hexe verbrannt wird — Euch zum Trotz!

Beisitzer dazwischen: Was soll das heißen? Was hat er gesagt? Er klagt uns des Verrates an? Das ist unerträglich. Keine Treue bei den Franzosen? Habt ihr das gehört? Das ist ein unausstehlicher Kerl. Wer ist er? So also sehen die englischen Geistlichen aus. Er muß verrückt oder betrunken sein.

Inquisitor erhebt sich: Ich bitte um Ruhe, meine Herren, ich bitte um Ruhe. Herr Kaplan, erinnert Euch einen Augenblick Eures heiligen Amtes. Denkt daran, was Ihr seid und wo Ihr seid. Ich fordere Euch auf, Euch zu setzen.

Kaplan kreuzt verdrießlich die Arme, während sein Gesicht krampfhaft arbeitet: Ich will mich nicht setzen.

Cauchon. Herr Inquisitor, dieser Mann hat mich schon früher ins Gesicht hinein einen Verräter genannt.

Kaplan. Das seid Ihr auch. Ihr seid alle Verräter. Ihr habt während des ganzen Verhöres nichts anderes getan, als die Hexe auf den Knien zu beschwören, alles zu widerrufen.

Inquisitor setzt sich unbewegt: Wenn Ihr nicht sitzen wollt, müßt Ihr stehen, das ist alles.

Kaplan. Ich will nicht stehen. *Er wirft sich in seinen Stuhl zurück.*

Ladvenu erhebt sich, mit dem Papier in der Hand: Eminenz, hier ist die Widerrufungsformel, die die Jungfrau unterschreiben soll.

Cauchon. Lest sie ihr vor!

Johanna. Bemüht euch nicht, ich werde sie unterschreiben.

Inquisitor. Du mußt wissen, worunter du dein Zeichen setzest. Lest sie ihr vor, Bruder Martin, und alle andern haben zu schweigen.

Ladvenu liest gelassen: Ich, Johanna, gewöhnlich „die Jungfrau" genannt, eine arme Sünderin, gestehe, daß ich in den folgenden Punkten mich sehr schwer versündigt habe: Ich habe behauptet, Eingebungen von Gott und den Engeln und den gesegneten Heiligen zu haben, und habe die Warnungen der Kirche, daß die Versuchungen von Dämonen kämen, störrisch zurückgewiesen. Ich habe auf abscheuliche Weise durch das Tragen unkeuscher Kleider gegen die Heilige Schrift und die Gesetze der Kirche gelästert. Auch mein Haar habe ich nach Art eines Mannes geschnitten; und gegen alle Pflichten, die mein Geschlecht dem Himmel besonders angenehm machen, habe ich das Schwert ergriffen, sogar Menschenblut vergossen. Ich habe Männer aufgestachelt, einander zu erschlagen, böse Geister erweckt, um sie zu versuchen, und verstockt und äußerst lästerlich diese Sünden dem allmächtigen Gott zugeschrieben. Ich beichte die Sünde der Empörung, die Sünde des Götzendienstes, die Sünde des Ungehorsams, die Sünde des Stolzes und die Sünde der Ketzerei. Auf all diese Sünden verzichte ich jetzt, schwöre sie ab und

trenne mich von ihnen, indem ich Euch Magistern und Gelehrten demütig dafür danke, daß Ihr mich der Wahrheit zurückgegeben und zur Gnade unseres Herrn geführt habt. Und ich will meine Irrtümer niemals wiederholen, sondern in der Gemeinschaft unserer heiligen Kirche und in Gehorsam gegen unseren Heiligen Vater, den Papst zu Rom, verbleiben. All das schwöre ich bei Gott dem Allmächtigen und den heiligen Evangelien, und als Zeugnis dessen setze ich meinen Namen unter diesen Widerruf.

Inquisitor. Verstehst du das, Johanna?

Johanna teilnahmlos: Es ist klar genug, Herr.

Inquisitor. Und es ist wahr!

Johanna. Es muß schon wahr sein; wenn es nicht wahr wäre, würde auf dem Marktplatz das Feuer für mich jetzt nicht bereit sein.

Ladvenu nimmt seine Feder und ein Buch und geht schnell zu Johanna, damit sie sich nicht wieder bloßstelle. Komm, Kind, laß mich dir die Hand führen, nimm die Feder. *Sie gehorcht, und sie beginnen zu schreiben, das Buch als Pult benützend:* J.E. H.A.N.E. So. Jetzt mach' dein Zeichen allein.

Johanna macht ihr Zeichen und gibt ihm die Feder zurück, gequält durch die Empörung ihrer Seele gegen ihren Geist und Körper. Da!

Ladvenu legt die Feder wieder auf den Tisch und übergibt den Widerruf mit einer Verbeugung Cauchon: Gott sei gelobt, meine Brüder, das Lamm ist wieder zu seiner Herde zurückgekehrt. Und der Hirte freut sich seiner mehr als neunundneunzig gerechter Menschen. *Er geht an seinen Platz zurück.*

Inquisitor nimmt das Papier aus Cauchons Hand: Wir erklären dich durch diesen Akt als befreit von der Gefahr des Bannfluches, in der du schwebtest. *Er wirft das Papier auf den Tisch.*

Johanna. Ich danke Euch.

Inquisitor. Aber weil du gegen Gott und die heilige Kirche in höchst vermessener Weise gesündigt hast, und damit du deine Irrtümer in einsamer Betrachtung be-

reuen und vor jeder Versuchung eines Rückfalles bewahrt bleiben mögest, verurteilen wir dich zum besten deiner Seele und zur Buße, die deine Sünden aus dir heraustilgen und dich endlich fleckenlos vor den Thron der Gnade führen möge, das Brot des Kummers zu essen und das Wasser der Betrübnis zu trinken — in lebenslänglicher Gefangenschaft bis ans Ende deiner Erdentage.

Johanna erhebt sich entsetzt und wütend: Lebenslängliche Gefangenschaft? Ich soll also nicht in Freiheit gesetzt werden?

Ladvenu ein wenig abgestoßen: In Freiheit gesetzt, mein Kind — nach solcher Verworfenheit? Was läßt du dir träumen?

Johanna. Her mit dem Schreiben! *Sie stürzt an den Tisch, ergreift das Papier und reißt es in Stücke.* Zündet euer Feuer an! Glaubt ihr, ich fürchte es so sehr wie das Leben einer Ratte im Loch? Meine Stimmen haben recht gehabt!

Ladvenu. Johanna! Johanna!

Johanna. Ja, sie sagten mir, daß ihr Narren wäret *das Wort erregt argen Anstoß* und ich weder auf eure schönen Worte hören noch eurer Barmherzigkeit trauen sollte! Ihr verspracht mir mein Leben, aber ihr habt gelogen! *Entrüstete Ausrufe.* Ihr glaubt, das Leben sei nichts als nicht mausetot sein. Nicht Brot und Wasser ist es, was ich fürchte. Ich kann von Brot leben — wann habe ich je nach mehr verlangt? Es ist kein Ungemach, Wasser zu trinken, wenn das Wasser rein ist. Brot birgt für mich keinen Kummer und Wasser keine Betrübnis. Aber mich vom Lichte des Himmels und vom Anblick der Felder und Blumen auszuschließen, meine Füße zu fesseln, so daß ich nie wieder mit den Soldaten reiten noch auf die Berge steigen kann — mich üble feuchte Dunkelheit atmen zu lassen und mir alles fernzuhalten, was mich zur Liebe Gottes zurückführen könnte, wenn eure Schlechtigkeit und Torheit mich ihn zu hassen verleiten — all das ist schlimmer als der Ofen in der Bibel, der

siebenmal geheizt wurde. Ich könnte mich ohne mein Kriegsroß zurechtfinden. Ich könnte in bloßem Hemd umherlaufen — ich könnte es ertragen, die Banner und Trompeten, die Ritter und Soldaten an mir vorüberziehen zu sehen und selber wie andere Frauen zurückzubleiben, wenn ich nur noch den Wind in den Bäumen, die Lerchen im Sonnenglanz, die jungen Lämmer durch den gesunden Frost — und die lieben, lieben Kirchenglocken hören könnte, die die Stimmen meiner Engel auf Windesflügeln zu mir herabschicken. Aber ohne diese Dinge kann ich nicht leben. Und weil ihr mich oder irgendein menschliches Wesen dieser Dinge berauben wollt, weiß ich, daß euer Wort des Teufels, meines aber Gottes ist!

Die Beisitzer in großer Aufregung: Gotteslästerung! Gotteslästerung! Sie ist vom bösen Geist besessen. Sie sagt, wir seien vom Teufel beraten, sie aber von Gott. Ungeheuerlich! Der Teufel ist in unserer Mitte.

D'Estivet überschreit den Lärm: Sie ist eine rückfällige Ketzerin. Hartnäckig, unverbesserlich, und der Barmherzigkeit, die wir ihr bezeigt haben, unwürdig. Ich verlange ihre Ausstoßung aus der Kirche.

Kaplan zum Scharfrichter: Zünde dein Feuer an, Mensch! Auf den Scheiterhaufen mit ihr.

Der Scharfrichter und seine Gehilfen eilen durch den Hof hinaus.

Ladvenu. Du böses Mädchen du! Wenn dein Wort Gottes Wort wäre, würde er dich nicht retten?

Johanna. Seine Wege sind nicht eure Wege. Er will, daß ich durch das Feuer in seinen Schoß eile. Denn ich bin sein Kind, und ihr verdient nicht, daß ich unter euch lebe. Das ist mein letztes Wort an euch. *Soldaten ergreifen sie.*

Cauchon erhebt sich: Noch nicht! *Sie warten. Tödliches Schweigen. Cauchon wendet sich mit einem fragenden Blick an den Inquisitor. Dieser nickt zustimmend. Sie erheben sich feierlich und stimmen das Urteil wie im Wechselchor an.*

Cauchon. Wir erklären, daß du eine rückfällige Ketzerin bist.

Inquisitor. Ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Kirche.

Cauchon. Losgetrennt von ihrem Leibe.

Inquisitor. Mit dem Aussatz der Ketzerei behaftet.

Cauchon. Eine Teufelsbrut.

Inquisitor. Wir trennen dich ab und verhängen den Bannfluch der Kirche über dein Haupt.

Cauchon. Und jetzt stoßen wir dich aus und übergeben dich der weltlichen Macht.

Inquisitor. Wobei wir diese weltliche Macht ermahnen, ihr Urteil über dich maßvoll zu fällen mit Hinblick auf deinen Tod und die Trennung deines Leibes von deiner Seele. *Er setzt sich wieder.*

Cauchon. Und wenn du irgendein echtes Zeichen der Reue zeigst, erlaube man Bruder Martin, dir das heilige Abendmahl zu reichen.

Kaplan. Ins Feuer mit der Hexe! *Er stürzt auf Johanna zu und bilft den Soldaten, sie hinausstoßen. Johanna wird durch den Hof fortgeführt. Die Gerichtsbeisitzer erheben sich in Unordnung und folgen den Soldaten, mit Ausnahme von Ladvenu, der das Gesicht in den Händen vergraben hat.*

Cauchon erhebt sich wieder: Nein, nein, das ist nicht in der Ordnung. Der Vertreter des weltlichen Armes sollte hier sein und sie von uns empfangen.

Inquisitor erhebt sich ebenfalls: Dieser Mensch ist ein unverbesserlicher Narr.

Cauchon. Bruder Martin, seht zu, daß alles ordnungsgemäß verläuft.

Ladvenu. Mein Platz ist an der Jungfrau Seite, Eminenz. Ihr müßt Eure Autorität selbst ausüben. *Er läuft hinaus.*

Cauchon. Die Engländer sind unmöglich. Sie werden sie schnurstracks ins Feuer werfen. Seht! *Er zeigt nach dem Hof, von wo der Glanz und das Geflacker des Feuers sichtbar werden, wie es das Mailicht des Tages rötet. Nur der Bischof und der Inquisitor bleiben im Gerichtssaal zurück.*

Cauchon wendet sich zum Gehen: Wir müssen dem Einhalt tun.

Inquisitor ruhig: Ja, aber nicht zu schnell, Eminenz.

Cauchon bleibt stehen: Aber es ist kein Augenblick zu verlieren.

Inquisitor. Wir sind in vollkommener Ordnung vorgegangen. Wenn es den Engländern beliebt, sich ins Unrecht zu setzen, ist es nicht unsere Sache, sie ins Recht zu setzen. Ein Fehler in dem Verfahren könnte später nützlich sein. Man kann nie wissen. Und je schneller es vorüber ist, desto besser für das arme Mädchen.

Cauchon wird schlaff: Das ist richtig Vermutlich müssen wir diese schreckliche Angelegenheit mit zu Ende führen.

Inquisitor. Man gewöhnt sich daran. Gewohnheit ist alles. Ich bin an das Feuer gewöhnt. Es ist bald vorbei. Aber es ist eine fürchterliche Sache, ein junges und unschuldiges Geschöpf zermalmt zu sehen zwischen diesen gewaltigen Kräften: Kirche und Gesetz.

Cauchon. Ihr nennt sie unschuldig?

Inquisitor. Oh, vollkommen unschuldig. Was weiß sie von Kirche und Gesetz. Sie hat kein Wort von unserem Gerede verstanden. Die Unwissenden müssen immer leiden. Gehen wir, sonst werden wir zu spät kommen, um das Ende mit anzusehen.

Cauchon geht mit ihm: Das würde ich nicht bedauern, ich bin nicht so daran gewöhnt wie Ihr.

Sie sind im Begriff hinauszugehen. Da kommt Warwick und begegnet ihnen.

Warwick. Oh, ich störe, ich dachte, es sei alles vorüber. *Er tut so, als ob er sich zurückziehen wollte.*

Cauchon. Geht nicht, Mylord. Es ist alles vorüber.

Inquisitor. Die Hinrichtung ist nicht unsere Sache, Mylord, aber es ist wünschenswert, daß wir Zeugen des Endes sind. Mit Eurer Erlaubnis also — *Er verneigt sich und geht durch den Hof hinaus.*

Cauchon. Es ist zweifelhaft, ob Eure Handlanger die Vorschriften des Gesetzes eingehalten haben, Mylord.

Warwick. Man sagt mir, daß die Gültigkeit Eurer Autorität in dieser Stadt zweifelhaft sei, Eminenz. Sie

gehört nicht zu Eurem Kirchensprengel. Immerhin — wenn Ihr dafür die Verantwortung tragen wollt, für alles übrige — will ich's.

Cauchon. Wir beide müssen uns vor Gott verantworten. Guten Morgen, Mylord.

Warwick. Guten Morgen, Eminenz!

Sie blicken einander einen Augenblick mit unverhüllter Feindseligkeit an, dann folgt Cauchon dem Inquisitor hinaus. Warwick sieht sich um. Da er sich allein weiß, ruft er nach seinem Gefolge.

Warwick. Heda, ist nirgends ein dienstbarer Geist zu sehn? *Schweigen.* He dort! *Schweigen.* Heda, Brian, du junger Schuft, wo bist du?! *Schweigen.* Wache! *Schweigen.* Sie wohnen alle der Verbrennung bei, selbst jenes Kind. *Das Stillschweigen wird durch heftiges Weinen und Seufzen unterbrochen.* Was in des Teufels Namen? —

Der Kaplan taumelt aus dem Hof herein wie ein Wahnsinniger, sein Antlitz ist tränenüberströmt, und er stößt die jämmerlichen Laute aus, die Warwick gehört hat. Er stolpert zum Gefangenenschemel und wirft sich mit herzzerreißendem Schluchzen darauf.

Warwick geht auf ihn zu und klopft ihm auf die Schulter: Was ist los, Herr Johann, was ist geschehen?

Kaplan seine Hände ergreifend: Mylord, Mylord, um Christi willen, betet für meine elende schuldige Seele.

Warwick beruhigt ihn: Ja, ja, selbstverständlich. Still, still.

Kaplan in verzweifeltem Heulen: Ich bin kein schlechter Mensch, Mylord.

Warwick. Nein, nein, durchaus nicht.

Kaplan. Ich hab' mir nichts Böses gedacht. Ich wußte nicht, wie das ist.

Warwick härter: Oh, Ihr habt es also mit angesehen?

Kaplan. Ich wußte nicht, was ich tat. Ich bin ein heißköpfiger Narr und werde dafür in alle Ewigkeit verdammt sein.

Warwick. Unsinn! Sehr erschütternd, zweifellos. Aber Ihr habt es nicht getan.

Kaplan webklagend: Ich habe es geschehen lassen. Wenn ich geahnt hätte, was ich jetzt weiß, hätte ich sie

den Leuten aus den Händen gerissen. Ihr wißt es nicht. Ihr habt es nicht gesehen. Es ist leicht zu reden, wenn man es nicht mit angesehen hat. Man macht sich toll mit Worten, man verwirkt sein Seelenheil, weil man sich großartig vorkommt, wenn man Öl in die flammende Hölle des eigenen Zornes gießt, aber wenn es dann geschehen ist, wenn man sieht, was man angerichtet hat, wenn es die Augen blendet und den Atem raubt und das Herz zerreißt, dann — dann — *Er fällt auf die Knie.* O Gott, nimm diesen Anblick von mir. O Christus, befreie mich von diesem Feuer, das mich verzehrt. Mitten darin hat sie nach dir geschrien: Jesus! Jesus! Jesus! Sie ist in deinem Schoße, und ich bin für immer und ewig in der Hölle.

Warwick hilft ihm ohne Umstände auf die Beine: Geht, geht, Mensch, Ihr müßt Euch zusammenraffen. Die ganze Stadt wird davon reden. *Er wirft ihn nicht sehr sanft auf einen Stuhl, der neben dem Tisch steht.* Wenn Euch Eure Nerven nicht erlauben, solche Dinge mit anzusehen, warum macht Ihr es nicht wie ich und bleibt ihnen fern?

Kaplan verwirrt und unterwürfig: Sie verlangte ein Kreuz. Ein Soldat gab ihr zwei zusammengebundene Stöcke. Gott sei Dank, daß es ein Engländer war. Ich hätte es tun können, aber ich tat es nicht. Ich bin ein Feigling, ein toller Hund, ein Narr. Aber der Soldat war doch auch ein Engländer.

Warwick. Der Narr, wenn die Geistlichen ihn erwischen, werden sie ihn auch verbrennen.

Kaplan mit krampfhaften Schauern: Einige haben die Jungfrau ausgelacht. Sie hätten auch Christus ausgelacht. Das waren Franzosen, Mylord. Ich weiß, daß es Franzosen waren.

Warwick. Still. Es kommt jemand, beherrscht Euch.

Ladvenu kommt durch den Hof an die rechte Seite von Warwick zurück. Er trägt das Kreuz eines Bischofs, das er aus einer Kirche entnommen. Er ist sehr ernst und ruhig.

Warwick. Ich bin davon unterrichtet, daß alles zu Ende ist, Bruder Martin.

Ladvenu rätselhaft: Das wissen wir nicht, Mylord. Vielleicht ist es erst der Anfang.

Warwick. Was soll das heißen, klipp und klar?

Ladvenu. Ich habe dieses Kreuz aus der Kirche geholt, damit sie es bis zum Ende sehen könne. Sie hatte nur zwei Stöcke, die sie an ihre Brust legte. Als das Feuer uns umzüngelte und sie bemerkte, daß ich selbst verbrennen würde, wenn ich das Kreuz vor sie hinhielte, bat sie mich, herabzusteigen und mich zu retten. Mylord, ein Mädchen, das in einem solchen Augenblick an die Gefahr eines anderen denken konnte, war nicht vom Teufel besessen. Als ich das Kreuz ihrem Anblick entreißen mußte, sah sie zum Himmel empor, und ich glaube nicht, daß der Himmel leer war. Ich glaube fest, daß ihr der Heiland in diesem Augenblick in seiner zärtlichsten Herrlichkeit erschienen ist. Sie rief ihn an und starb. Das ist nicht ihr Ende, sondern ihr Anfang.

Warwick. Ich fürchte, es wird auf die Leute einen schlechten Eindruck gemacht haben.

Ladvenu. Jawohl, Mylord. Auf einige. Ich hörte Lachen. Vergebt mir, wenn ich gestehe, daß ich hoffe und glaube, es sei ein englisches Lachen gewesen.

Kaplan erhebt sich wild: Nein, das war es nicht. Es war nur ein einziger Engländer dabei, der seinem Lande Schande machte — und das war der tolle Hund von Stogumber. *Er läuft wütend hinaus und schreit:* Man foltere ihn! Man verbrenne ihn! Ich will gehen und zu ihrer Asche beten. Ich bin nicht besser als Judas! An den Galgen mit mir!

Warwick. Rasch, Bruder Martin. Folgt ihm. Er wird sich etwas zuleide tun. Ihm nach. Rasch.

Ladvenu eilt hinaus, Warwick drängt ihn über die Stufen. Durch die Tür hinter den Richterstühlen kommt der Scharfrichter herein, und Warwick, zurückkehrend, steht ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Warwick. Na, Bursche, wer bist du?

Scharfrichter mit Würde: Ich werde nicht mit Bursche angesprochen, Mylord. Ich bin der große Scharfrichter von Rouen. Es ist eine besondere Kunst. Ich bin ge-

kommen, um Euer Gnaden zu melden, daß Eure Befehle vollzogen worden sind.

Warwick. Verzeiht mir, Herr Scharfrichter; ich will dafür sorgen, daß Ihr nicht zu kurz kommt, obgleich Ihr keine Reliquien zu verkaufen habt. Ich habe Euer Wort, nicht wahr, daß nichts zurückbleibt. Kein Knochen, kein Nagel, nicht ein Haar.

Scharfrichter. Ihr Herz wollte nicht brennen, Euer Gnaden. Aber alles, was von ihr zurückblieb, liegt auf dem Grunde des Flusses. Ihr werdet nie wieder etwas von ihr hören.

Warwick denkt mit einem sauren Lächeln an die Worte Ladvenus: Nie wieder? Hm, wer weiß!

Vorhang

EPILOG

Eine nach vielen Tagen der Hitze ruhelose, von heftigen Windstößen bewegte und von Wetterleuchten durchzuckte Juninacht des Jahres 1456. König Karl VII., ehemals der Dauphin Johannas, jetzt Karl der Siegreiche, einundfünfzig Jahre alt, liegt in einem seiner königlichen Schlösser zu Bett. Das erhöhte Bett auf einer zweistufigen Estrade ist in einer Ecke des Zimmers so angebracht, daß das Licht von einem hohen Spitzbogenfenster darauf fallen kann, und sein Thronhimmel trägt die Stickerei des königlichen Wappens. Außer dem Baldachin und den gewaltigen Polstern unterscheidet es nichts von einem breiten Sofa mit Bettwäsche und Vorhängen. So wird vom Fuß des Bettes aus wer darin liegt, voll gesehen.

Karl schläft nicht. Er liest im Bett oder sieht sich vielmehr die Bilder von Fouquets Boccaccio an, wobei er aus seinen Knien ein Lesepult macht. Links neben dem Bett steht ein kleiner Tisch mit einem Bild der heiligen Jungfrau, beleuchtet von Kerzen aus buntem Wachs. Die Wände sind vom Plafond bis zum Boden mit gemalten Vorhängen behängt, die zeitweise im Windzug sich bewegen. Auf den ersten Blick haben die vorherrschenden Farben, Gelb und Rot, in diesen hängenden Bildern etwas Flammenartiges, wenn sich die Falten im Winde bauschen.

Die Tür befindet sich links von Karl, aber ihm gegenüber, dicht an der von ihm am weitesten entfernten Ecke. Eine Schnarre, hübsch geschnitzt und bunt bemalt, liegt auf dem Bett, ihm zur Hand. Karl wendet ein Blatt. Eine entfernte Uhr schlägt leise die halbe Stunde. Karl klappt das Buch zu, wirft es beiseite, greift nach der Schnarre und rührt sie energisch, ein ohrenbetäubendes Gerassel verursachend. Ladvenu tritt ein, fünfundzwanzig Jahre älter, seltsam und unbeugsamen Wesens. Er trägt noch immer das Kreuz von Rouen. Karl erwartet ihn offenbar nicht, denn er springt aus dem Bett nach der von der Tür am weitesten entfernten Seite.

Karl. Wer seid Ihr? Wo ist mein Kammerjunker? Was wollt Ihr?

Ladvenu feierlich: Ich bringe Euch große frohe Freudenbotschaften. Jubelt, o König, denn der Makel Eures Blutes ist getilgt und der Schandfleck aus Eurer Krone fortgewaschen. Endlich triumphiert die lang verzögerte Gerechtigkeit.

Karl. Wovon sprecht Ihr, wer seid Ihr?

Ladvenu. Ich bin Bruder Martin.

Karl. Und wer soll — Hochwürden verzeihen — Bruder Martin sein?

Ladvenu. Ich hielt dieses Kreuz in Händen, als die Jungfrau in Flammen aufging. Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verstrichen, nahezu zehntausend Tage. Und an jedem dieser Tage habe ich zu Gott gebetet, seiner Tochter auf Erden die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr im Himmel zuteil wurde.

Karl setzt sich beruhigt auf das Fußende des Bettes: Oh, ich erinnere mich jetzt. Ich habe von Euch gehört. Ihr habt eine fixe Idee über die Jungfrau. Seid Ihr bei der jetzigen Untersuchung zugegen gewesen?

Ladvenu. Ich habe Zeugnis abgelegt.

Karl. Ist sie vorüber?

Ladvenu. Sie ist vorüber.

Karl. Zufriedenstellend?

Ladvenu. Die Wege Gottes sind wunderbar.

Karl. Wieso?

Ladvenu. Bei jenem damaligen Gericht, das eine Heilige als Ketzerin und Hexe auf den Scheiterhaufen geschickt hat, ist die Wahrheit gesagt worden. Das Gesetz wurde hochgehalten, mehr als sonst wurde Barmherzigkeit geübt. Kein Unrecht geschah, bis auf das letzte und furchtbare Unrecht: den lügenhaften Schuldspruch und das erbarmungslose Feuer. Bei der Untersuchung, von der ich eben komme, gab es schamlosen Meineid, höfische Bestechung, Verleumdung der Toten, die nach bestem Erkennen ihre Pflicht getan hatte, eine feige Kapitulation der Zeugenschaft, die sich auf törichte, für keinen Ackerknecht glaubhafte Erzählungen stützte. Aber trotz dieser Beleidigung der Gerechtigkeit, dieser Beschimpfung der Kirche, dieser Orgie von Lügen und Torheiten ist in der Mittagssonne auf dem Gipfel des Berges die Wahrheit aufgegangen. Das weiße Kleid der Unschuld ist von den Flecken brennender Reisigbündel gereinigt. Das heilige Leben ist reingewaschen, das treue Herz, das durch die Flamme hindurchlebte, ist eingesegnet. Eine große Lüge ist für immer zum Schweigen gebracht und ein großes Unrecht vor aller Welt wieder gutgemacht worden.

Karl. Mein Freund, vorausgesetzt, daß man nicht länger sagen kann, ich sei von einer Hexe und einer Ketzerin gekrönt worden, werde ich mir keine Gedanken darüber machen, wodurch der Trick gelungen ist. Johanna hätte sich darüber auch keine Gedanken gemacht, wenn es nur zum guten Ende geführt hätte. Sie war nicht von jener Sorte; ich habe sie gekannt. Ist ihre Ehrenrettung vollständig? Ich habe ziemlich klar ausgesprochen, daß die Sache ernst behandelt werden müsse.

Ladvenu. Es ist feierlich erklärt worden, daß ihre Richter voll Bestechlichkeit, Betrug, Falschheit und Bosheit waren. Vier Lügen —

Karl. Laßt die Lügen — ihre Richter sind tot.

Ladvenu. Ihr Todesurteil ist umgestoßen, vernichtet, für null und nichtig erklärt, als nichtbestehend verworfen, ohne Wert und Wirkung.

Karl. Gut. Niemand kann meine Krönung jetzt noch anfechten, nicht wahr?

Ladvenu. Weder Karl der Große noch König David selbst sind heiliger gekrönt worden.

Karl steht auf: Ausgezeichnet. Bedenkt, was das für mich bedeutet.

Ladvenu. Ich bedenke, was es für die Jungfrau bedeutet.

Karl. Das könnt Ihr nicht. Keiner von uns hat jemals gewußt, was ihr irgend etwas bedeutet hat. Sie war wie niemand sonst, und sie muß selbst für sich sorgen, wo immer sie sein mag, denn ich kann es nicht, und Ihr auch nicht, was immer Ihr glauben mögt, Ihr seid nicht groß genug dazu. Aber das eine will ich Euch über sie sagen: Wenn Ihr sie zum Leben zurückrufen könntet, würde man sie binnen sechs Monaten abermals verbrennen, obwohl man sie jetzt so anbetet. Und Ihr würdet wieder genau so das Kreuz emporhalten. Laßt sie also ruhen. *Bekreuzigt sich.* Ihr und ich, wir wollen uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern, nicht aber uns in die der Jungfrau einmischen.

Ladvenu. Gott verhüte, daß ich keinen Teil an ihr haben sollte, und sie nicht an mir. *Er wendet sich um, schreitet hinaus und sagt abgehend:* Von nun an wird mein Weg nicht durch Paläste gehen, noch werden meine Gespräche mit Königen geführt werden.

Karl folgt ihm zur Tür und ruft: Wohl bekomm's, heiliger Mann.

Er kehrt in die Mitte des Zimmers zurück, wo er stehenbleibt und spöttisch zu sich selber sagt:

War das ein komischer Kerl. Wie ist er hereingekommen? Wo sind meine Leute?

Er geht ungeduldig ans Bett und schwingt die Schnarre. Ein Windstoß durch die offene Tür setzt die Wände in schwingende Bewegung, die Kerzen verlöschen. Er ruft in die Dunkelheit:

Heda, es soll wer kommen und die Fenster schließen. Alles wird herumgeweht werden.

Ein Wetterleuchten erhellt das Spitzbogenfenster. Eine Gestalt erscheint, deren Silhouette am Fenster sichtbar wird.

Wer ist da? Wer ist das? Hilfe, Mord!

Donner. Er springt ins Bett und versteckt sich unter der Decke.

Johannas Stimme. Still, Charlie, still. Warum machst du so viel Lärm? Niemand kann dich hören. Du schläfst.

Sie wird an der Seite des Bettes in einem bleichen grünlichen Licht kaum sichtbar.

Karl lugt hervor: Johanna. Bist du ein Gespenst, Johanna?

Johanna. Nicht einmal das, mein Lieber! Wie kann ich armes, verbranntes Mädchen ein Gespenst sein? Ich bin nur ein Traum, den du träumst —

Das Licht wächst, sie wird deutlich sichtbar, er richtet sich auf.

Du siehst älter aus, mein Freund.

Karl. Ich bin auch älter. Schlafe ich wirklich?

Johanna. Du bist eingeschlafen über deinem dummen Buch.

Karl. Das ist sonderbar.

Johanna. Nicht so sonderbar, wie daß ich tot bin, was?

Karl. Bist du wirklich tot?

Johanna. So tot, wie irgendwer jemals tot ist. Ich bin jenseits des Leibes.

Karl. Nein, wahrhaftig. Hat es sehr weh getan?

Johanna. Was?

Karl. Das Verbrennen.

Johanna. O das — ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern. Ich glaube: zuerst schon, aber dann geriet alles durcheinander, und ich war nicht bei vollem Bewußtsein, ehe ich jenseits meines Körpers war. Aber du, spiele ja nicht mit dem Feuer und dem Glauben, daß es dir nicht weh tun würde. Wie ist es dir seither ergangen?

Karl. Oh, nicht schlecht. Weißt du, daß ich meine Armee tatsächlich angeführt und Schlachten gewonnen habe? Bis an den Gürtel bin ich in Schlamm und Blut gewatet. Hinunter in den Festungsgraben und die Lei-

tern hinauf, während es Steine und heißes Pech geregnet hat. So wie du.

Johanna. Nein! Habe ich schließlich doch einen Mann aus dir gemacht, Charlie!

Karl. Ich bin jetzt Karl der Siegreiche. Ich mußte tapfer sein, weil du es warst. Agnes hat mich auch ein wenig tapfer gemacht.

Johanna. Agnes? Wer war Agnes?

Karl. Agnes Sorel — ein Weib, in das ich mich verliebte. Ich träume oft von ihr. Von dir habe ich früher nie geträumt.

Johanna. Ist sie tot wie ich?

Karl. Ja. Aber sie war nicht so wie du — sie war sehr schön.

Johanna lacht herzlich: Hahaha! Ich war nicht schön. Ich bin immer ein Rauhbein gewesen — ein richtiger Soldat. Ich hätte fast ebensogut ein Mann sein können. Schade, daß ich es nicht war. Ich hätte euch allen dann nicht so viel zu schaffen gemacht. Aber mein Haupt war im Himmel, und die Glorie Gottes ruhte auf mir. Mann oder Weib, ich würde euch zu schaffen gemacht haben, solange eure Nasen im Schlamm steckten. Nun sag' mir, was geschehen ist, seit ihr weisen Männer nichts Besseres mit mir anzufangen wußtet, als einen Haufen Asche aus mir zu machen?

Karl. Deine Mutter und Brüder haben die Gerichtshöfe belangt, damit dein Fall noch einmal verhandelt werde, und die Gerichtshöfe haben erklärt, daß deine Richter voll Bestechlichkeit, Betrug, Falschheit und Bosheit waren.

Johanna. Das nicht. Sie waren ein so anständiger Haufe armer Narren, wie alle, die jemals Menschen verbrannt haben, die wertvoller waren als sie selbst.

Karl. Das Urteil über dich ist umgestoßen, vernichtet, für null und nichtig erklärt, als nichtbestehend verworfen, ohne Wert und Wirkung.

Johanna. Ich bin trotzdem verbrannt worden. Kann man das ungeschehen machen?

Karl. Und wenn sie's könnten, sie würden sich's zweimal überlegen, ehe sie's täten. Aber man hat angeordnet, daß zu deinem ewigen Andenken und zu deiner Erlösung dort, wo der Scheiterhaufen stand, ein wundervolles Kreuz errichtet werde.

Johanna. Andenken und Erlösung heiligen das Kreuz nicht aber heiligt das Kreuz das Andenken und die Erlösung. *Sie wendet sich weg, seine Anwesenheit vergessend.* Ich werde dieses Kreuz überdauern. An mich wird man sich noch erinnern, wenn die Menschen vergessen haben, wo Rouen gestanden hat.

Karl. Du bist noch genau so eingebildet wie früher. Ich glaube, du könntest mir ein Wort des Dankes dafür sagen, daß ich dir endlich Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Cauchon erscheint zwischen ihnen am Fenster: Lügner!

Karl. Danke schön!

Johanna. Wahrhaftig, das ist doch der Peter Cauchon? Wie geht's dir, Peter? Hast du Glück gehabt, seit du mich verbrannt hast?

Cauchon. Nein, ich klage die menschliche Gerechtigkeit an, es ist nicht die göttliche Gerechtigkeit.

Johanna. Träumst du noch immer von Gerechtigkeit, Peter? Sieh, was die Gerechtigkeit aus mir gemacht hat. Aber was ist dir widerfahren? Bist du tot oder lebendig?

Cauchon. Tot. Entehrt. Sie haben mich übers Grab hinaus verfolgt. Sie haben meinen Leichnam exkommuniziert, sie haben ihn ausgegraben und ihn in die Kloake geworfen.

Johanna. Dein Leichnam hat den Spaten und die Kloake nicht so empfunden, wie mein lebender Körper das Feuer empfunden hat.

Cauchon. Aber was sie gegen mich unternommen haben, schändet die Gerechtigkeit, zerstört den Glauben, untergräbt die Grundlagen der Kirche. Die feste Erde wie das verräterische Meer wanken unter den Füßen der Menschen wie der Geister, wenn Unschul-

dige im Namen des Gesetzes erschlagen werden und wenn man das ihnen zugefügte Unrecht ungeschehen machen will, indem man die Herzensreinen verleumdet.

Johanna. Nein, Peter, ich hoffe, die Menschen werden besser werden durch die Erinnerung an mich, und sie würden sich nicht so gut an mich erinnern, wenn du mich nicht verbrannt hättest.

Cauchon. Sie werden schlimmer werden, wenn sie sich an mich erinnern. Sie werden in mir das Böse sehen, das über das Gute, die Lüge, die über die Wahrheit, die Grausamkeit, die über die Barmherzigkeit, die Hölle, die über den Himmel triumphiert. Ihr Mut wird wachsen, wenn sie dein gedenken, und hinschwinden, wenn sie mein gedenken. Dennoch ist Gott mein Zeuge, daß ich gerecht war. Ich war barmherzig, ich war meiner Überzeugung treu. Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe.

Karl stolpert aus den Bettüchern und setzt sich auf das Bett wie auf einen Thron: Ja, es sind immer die guten Menschen, die das größte Unheil anrichten. Schau' mich an. Ich bin weder Karl der Gute, noch Karl der Weise, noch Karl der Kühne. Die Anbeter Johannas mögen mich sogar Karl den Feigling nennen, weil ich sie nicht den Flammen entrissen habe. Aber ich habe weniger Schaden angerichtet als irgendeiner von euch. Ihr Leute mit dem Kopf im Himmel verbringt eure ganze Zeit mit dem Versuch, die Welt um und um zu kehren — aber ich nehme die Welt, wie sie ist, und sage: Oben soll oben bleiben, und mit meiner Nase bleibe ich hübsch dicht an der Erde. Und jetzt frage ich euch: Welcher König von Frankreich hat es besser gemacht als ich, oder war auf seine bescheidene Weise ein besserer Kerl?

Johanna. Du bist wirklich König von Frankreich, Charlie. Sind die Engländer fort?

Dunois tritt durch die Tapeten zu Johannas Linken. Die Kerzen flammen im selben Augenblick wieder auf, seine Rüstung und

seinen Mantel hell beleuchtend. Ich habe mein Wort gehalten, die Engländer sind vertrieben.

Johanna. Gott sei gelobt! Jetzt ist das schöne Frankreich eine Provinz des Himmels. Erzähl' mir alle Einzelheiten von der Schlacht, Hans. Hast du sie angeführt? Bist du der Feldherr Gottes bis an deinen Tod gewesen?

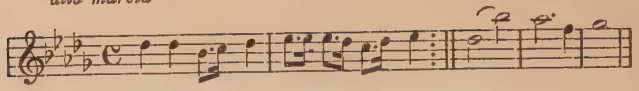
Dunois. Ich bin nicht tot. Mein Leib schläft sehr behaglich in meinem Bett zu Chateaudun, aber mein Geist wird von dem deinigen hierhergerufen.

Johanna. Und du hast sie auf meine Weise bekämpft, was, Hans? Nicht auf die alte Weise, um Lösegelder schachernd, sondern auf die Weise der Jungfrau, das Leben gegen den Tod einsetzend, hochgemuten Herzens, demütig und frei von Bosheit und ohne irgend etwas anderes gelten zu lassen unter Gottes Sonne als die Freiheit Frankreichs und der Franzosen. Ist es auf meine Weise geschehen, Hans?

Dunois. Nun ja, es geschah auf irgendeine Weise, die zum Sieg führen konnte. Aber die siegreiche Weise war immer deine Weise. Ich halte dich für das beste Mädel! Ich habe einen schönen Brief geschrieben, um dich bei der neuen Gerichtsverhandlung ins richtige Licht zu setzen. Vielleicht hätte ich den Priestern nie gestatten sollen, dich zu verbrennen — aber ich war mit dem Kampfe beschäftigt, und das andre war Sache der Kirche und nicht meine. Es wäre zwecklos gewesen, uns beide verbrennen zu lassen, nicht wahr?

Cauchon. Ach, gib den Priestern die Schuld. Aber ich, der ich jenseits von Lob und Tadel stehe, sage dir, Johanna, daß die Welt weder durch ihre Priester noch durch ihre Soldaten, sondern nur durch Gott und seine Heiligen erlöst werden wird. Die streitbare Kirche hat zwar das Weib, das du warst, ins Feuer geworfen, aber als du branntest, leuchteten selbst die Flammen zum Glanze der triumphierenden Kirche.

Die Glocke schlägt das dritte Viertel. Eine rauhe, männliche Stimme wird vernehmbar, wie sie eine improvisierte Melodie trällert.



Rumtum, rumpeldum.
Fetter Speck und rumpeldum.
Alter Heil'ger mumpeldum.
Stoß ihn vorwärts stumpeldum.
O meine Anna Marie.

Ein wüster englischer Soldat tritt durch den Vorhang und marschiert zwischen Dunois und Johanna herein.

Dunois. Was für ein verruchter Troubadour hat dich diese Knittelverse gelehrt?

Soldat. Kein Troubadour. Wir haben das selber erfunden, während wir marschierten. Wir waren keine Edelleute und Troubadoure. Die Musik geradeswegs aus dem Herzen des Volkes sozusagen.

Rumtum, rumpeldum. Fetter Speck und rumpeldum. Alter Heil'ger mumpeldum. Stoß ihn vorwärts stumpeldum. Das bedeutet überhaupt nichts, wißt ihr, aber es hilft einem beim Marschieren.

Ergebener Diener, meine Damen und Herren. Wer hat einen Heiligen verlangt?

Johanna. Bist du ein Heiliger?

Soldat. Ja, Euer Gnaden, geradeswegs aus der Hölle.

Dunois. Ein Heiliger und aus der Hölle?

Soldat. Ja, ~~Edler Feldherr.~~ Ich habe einen Tag Urlaub jedes Jahr, wißt Ihr. Das ist meine Belohnung für meine einzige gute Tat.

Cauchon. Elender. In all den Jahren deines Lebens hast du nur eine einzige gute Tat getan?

Soldat. Darüber habe ich mir nie Gedanken gemacht. Es geschah ganz unwillkürlich, aber man hat es mir gutgeschrieben.

Karl. Was war es?

Soldat. Na, das Dümmste, was Ihr je gehört habt. Ich —

Johanna unterbricht ihn dadurch, daß sie langsam hinüber an das Bett geht, wo sie sich neben Karl setzt: Er hat zwei Stöcke zusammengebunden und sie einem armen Mädchen gereicht, das verbrannt werden sollte.

Soldat. Richtig. Wer hat Euch das erzählt?

Johanna. Einerlei. Würdest du sie erkennen, wenn du sie jemals wiedersähest?

Soldat. Gewiß nicht. Es gibt so viele Mädchen, und sie alle erwarten, daß man sich ihrer erinnere, als wenn es nur eine einzige auf der Welt gäbe. Die muß von der besten Sorte gewesen sein, denn ihretwegen habe ich jährlich einen Tag Urlaub, und so bin ich bis Punkt zwölf Uhr ein Heiliger, zu euren Diensten, edle Herren und schöne Damen.

Karl. Und nach zwölf Uhr?

Soldat. Nach zwölf Uhr? Zurück an den einzigen Ort, der für meinesgleichen taugt.

Johanna steht auf: Dorthin zurück? Du? der du dem Mädchen das Kreuz gereicht hast?

Soldat entschuldigt sein unmilitärisches Benehmen: Nun, sie hat danach verlangt — und man war im Begriff, sie zu verbrennen. Sie hatte ein ebenso großes Recht auf ein Kreuz wie die andern, die Dutzende von Kreuzen hatten. Es war ihr Begräbnis, nicht das der andern. Was war da Böses dabei?

Johanna. Mann, ich mache dir keinen Vorwurf, aber ich kann es nicht ertragen, dich in Qual zu wissen.

Soldat fröhlich: Keine große Qual, Gnädigste. Seht Ihr, ich war an Schlimmeres gewöhnt.

Karl. Was? Schlimmeres als die Hölle?

Soldat. Fünfzehn Dienstjahre in französischen Kriegen. Die Hölle war danach ein Festessen.

Johanna wirft die Arme in die Höhe, und in ihrer Verzweiflung flüchtet sie zu dem Bild der heiligen Jungfrau.

Soldat fährt fort: Sie behagt mir irgendwie ganz gut. Der freie Tag war zuerst langweilig wie ein verregneter Sonntag. Jetzt hab' ich nicht soviel dagegen. Man sagt mir, ich kann, wenn ich es wünsche, beliebig viel Urlaub haben.

Karl. Wie ist die Hölle?

Soldat. Ihr werdet sie nicht so übel finden, Herr. Lustig, als wenn man immer betrunken wäre, ohne die Mühe und die Auslagen des Trinkens. Auch Gesellschaft ersten Ranges: Kaiser, Päpste, Könige und allerlei. Man beschimpft mich, weil ich dem jungen Ding das Kreuz gab, aber ich mache mir nichts daraus. Ich stehe meinen Mann und sage ihnen, daß die Jungfrau auch wäre, wo sie sind, hätte sie nicht ein besseres Recht auf das Kreuz gehabt als sie. Das machte sie mundtot, jawohl. Alles, was sie dagegen tun können, ist Zähneknirschen, wie es in der Hölle üblich ist. Und ich lache und gehe meiner Wege und singe das alte Lied rumtum, rumpel . . . Heda, wer klopft an der Tür?

Alle horchen. Ein langes, sanftes Klopfen wird gehört.

Karl. Herein!

Die Tür geht auf und ein alter, weißhaariger, gebeugter Priester mit einem dummen, aber wohlwollenden Lächeln tritt ein und trabt hinüber zu Johanna.

Der neue Ankömmling. Verzeiht mir, liebe Herren und liebe Damen, laßt euch nicht stören. Ich bin nur ein armer, alter, harmloser englischer Geistlicher, weiland Kaplan Seiner Eminenz des Kardinals von Winchester. Ja, Johann von Stogumber steht euch zu Diensten. *Er blickt sie fragend an.* Habt ihr etwas gesagt? Ich bin leider ein wenig taub, auch ein wenig — na, nicht immer recht beisammen vielleicht, aber ich komme immerhin auch nur aus einem kleinen Dorfe mit einfachen Menschen; man liebt mich dort und ich kann ein wenig Gutes tun. Ich habe gute Beziehungen, müßt ihr wissen, und man schont mich.

Johanna. Armer, alter Johann, was hat dich so heruntergebracht?

Stogumber. Ich sage meinen Leuten, daß sie sehr vorsichtig sein müssen. Ich sage immer: Wenn ihr das sehn könntet, was ihr euch bloß vorstellt, würdet ihr ganz anders darüber denken. Es würde euch einen großen Stoß versetzen, oh, einen großen Stoß. Und sie sagen

alle: „Ja, Hochwürden, wir wissen alle, daß Ihr ein guter Mann seid und keiner Fliege etwas zuleide tun könnt.“ Das ist ein großer Trost für mich, denn ihr müßt wissen, ich bin von Natur nicht grausam.

Soldat. Wer behauptet, daß Ihr es seid?

Stogumber. Ja, wißt Ihr, ich habe einmal etwas sehr Grausames getan, weil ich nicht wußte, was Grausamkeit ist. Ich hatte so etwas vorher nie mit angesehen. Und darauf kommt es an. Man muß es mit ansehen, dann ist man erlöst und errettet.

Cauchon. Haben Euch die Leiden unseres Herrn Christi nicht genügt?

Stogumber. Nein, o nein, durchaus nicht. Ich hatte sie auf Bildern gesehen und davon in Büchern gelesen und geglaubt, daß sie mich sehr gerührt hätten, aber es war zwecklos. Nicht unser Herr hat mich erlöst, sondern ein junges Frauenzimmer, das ich tatsächlich zu Tode brennen sah. Es war fürchterlich, oh, fürchterlich; aber es erlöste mich. Ich bin seitdem ein ganz anderer geworden, obgleich ich von dem Augenblick an bisweilen ein wenig irre bin.

Cauchon. Dann müßte also in jedem Zeitalter ein Christ unter Qualen zugrunde gehen, um die zu erlösen, denen es an Vorstellungskraft gebricht.

Johanna. Nun, ich bin nicht vergeblich verbrannt worden, wenn ich alle gerettet habe, gegen die er grausam gewesen wäre, wenn er es nicht gegen mich hätte sein können. Nicht wahr?

Stogumber. O nein. Du warst es nicht. Meine Augen sind schlecht. Ich kann deine Gesichtszüge nicht erkennen, aber du bist nicht sie, o nein. Sie ist zu Asche verbrannt, tot und dahin, tot und dahin.

Der Scharfrichter tritt hinter den Bettvorhängen zu Karls rechter Seite hervor, das Bett steht zwischen ihnen.

Scharfrichter. Sie ist lebendiger als Ihr, alter Mann. Ihr Herz wollte im Feuer nicht brennen und im Wasser nicht untersinken. Ich war ein Meister meines Handwerks; besser als der Scharfrichter von Paris, besser als

der Scharfrichter von Toulouse, aber die Jungfrau vermochte ich nicht zu töten. Sie ist überall da und lebendig.

Der Graf von Warwick kommt aus den Bettvorhängen von der anderen Seite und tritt zu Johannas Linken.

Warwick. Meine Gnädigste, ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Ehrenrettung. Ich fühle, daß ich mich bei Ihnen entschuldigen muß.

Johanna. O bitte, lassen Sie nur.

Warwick liebenswürdig: Die Verbrennung war nur eine politische Notwendigkeit. Ich versichere Ihnen, es war kein persönliches Übelwollen gegen Sie.

Johanna. Ich hege keinen Groll, Mylord.

Warwick. Danke. Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir auf diese Weise entgegenzukommen. Ein Zeichen echter Wohlerzogenheit. Aber ich muß in weitestem Maße darauf bestehen, mich zu entschuldigen. Es ist freilich wahr, daß diese politischen Notwendigkeiten sich manchmal als politische Irrtümer erweisen. Wir haben uns schrecklich blamiert. Denn Ihr Geist hat uns besiegt, Gnädigste, trotz unserer Reisigbündel. Die Geschichte wird um Ihretwillen meiner gedenken, obgleich die Umstände unseres Zusammentreffens vielleicht ein wenig unglücklich gewesen sind.

Johanna. Ja, vielleicht ein wenig, Sie spaßiger Mann.

Warwick. Immerhin. Wenn man Sie zu einer Heiligen macht, werden Sie Ihren Heiligenschein mir zu verdanken haben, genau so, wie dieser glückliche Monarch Ihnen seine Krone verdankt.

Johanna wendet sich von ihm weg: Ich werde keinem Menschen etwas zu verdanken haben. Ich verdanke alles dem Geist Gottes, der in mir gewesen ist. Aber stellt mich Euch nur einmal als Heilige vor. Was würden die heilige Katharina und die heilige Margareta dazu sagen, wenn die Schafhirtin neben sie gestellt würde?

Ein geistlich aussehender Herr in schwarzem Gehrock und Hose mit einem Zylinder nach der Mode des Jahres 1920 erscheint ihnen

plötzlich rechts in der Ecke. Alle starren ihn an, dann brechen sie in unbeherrschtes Gelächter aus.

Der Herr. Warum diese Heiterkeit, meine Herren?

Warwick. Ich beglückwünsche Sie zu der Erfindung eines ganz ungewöhnlich komischen Kleides.

Der Herr. Ich verstehe kein Wort. Ihr seid alle in Phantasiekostümen, ich bin anständig gekleidet.

Warwick. Jedes Kleid ist ein Phantasiekostüm, nicht wahr? Mit Ausnahme unserer natürlichen Haut.

Der Herr. Verzeiht. Ich komme in einer ernsten Angelegenheit und kann mich nicht auf leichtsinnige Auseinandersetzungen einlassen. *Er zieht ein Papier aus der Tasche und setzt eine trockene amtsmäßige Miene auf.* Ich bin hergesandt, um euch anzukündigen, daß Johanna von Arc, einst bekannt als „die Jungfrau", zum Gegenstand einer vom Bischof von Orleans angeordneten Untersuchung gemacht wurde . . .

Johanna unterbrechend: Ah, man erinnert sich meiner noch in Orleans —

Der Herr laut, um seiner Entrüstung über die Unterbrechung Nachdruck zu verleihen: . . . wegen des Anspruches der genannten Johanna von Arc, heiliggesprochen zu werden.

Johanna unterbricht wieder: Aber ich habe niemals einen solchen Anspruch erhoben.

Der Herr wie zuvor: Die Kirche hat den Anspruch auf dem gewöhnlichen Rechtswege in erschöpfender Weise geprüft, und da sie die genannte Johanna nacheinander in den Rang einer Anbetungswürdigen und Gesegneten erhoben hat —

Johanna kichernd: Ich soll anbetungswürdig sein —

Der Herr. — — — erklärte sie schließlich, Johanna sei mit heldenmütigen Tugenden ausgestattet und mit göttlichen Offenbarungen begnadet. Sie beruft die genannte anbetungswürdige und gesegnete Johanna in die Gemeinschaft der triumphierenden Kirche als die „Heilige Johanna".

Johanna verzückt: Die heilige Johanna.

Der Herr. Ja. An jedem Dreißigsten des Monats Mai, dem Jahrestag des Todes der genannten, überaus gesegneten Tochter Gottes, soll in jeder katholischen Kirche bis ans Ende aller Tage eine besondere Messe zu ihrem Gedächtnis gelesen werden. Und es wird gesetzlich angeordnet, ihr eine besondere Kapelle zu widmen und auf dem Altar in jeder dieser Kirchen ihr Bild aufzustellen. Und den Gläubigen soll befohlen werden, niederzuknien und ihre Gebete durch die Heilige zum Sitz des Allbarmherzigen aufsteigen zu lassen.

Johanna. O nein: zu knien ist Sache des Heiligen. *Sie fällt, noch immer verzückt, auf die Knie.*

Der Herr steckt sein Papier ein und zieht sich hinter den Scharfrichter zurück: Basilica vaticana am 16. Mai neunzehnhundertzwanzig.

Der Herr hebt Johanna empor: In einer halben Stunde wurdest du verbrannt, du liebe Heilige, und vier Jahrhunderte waren nötig, um die Wahrheit über dich zu erforschen.

Stogumber. Herr, ich bin einmal Kaplan des Kardinals von Winchester gewesen. Sie pflegten ihn immer den Kardinal von England zu nennen. Es wäre für mich und meinen Herrn ein großer Trost, wenn wir in der Winchester Kathedrale eine schöne Statue der Jungfrau haben könnten. Glaubt Ihr, daß man dort eine errichten wird?

Der Herr. Da das Gebäude zur Zeit in den Händen der anglikanischen Ketzerei ist, kann ich dafür nicht einstehen.

Eine Vision der Statue in der Winchester Kathedrale wird durch das Fenster sichtbar.

Stogumber. Seht, seht, das ist Winchester.

Johanna. Soll ich das sein? Ich stand fester auf den Beinen.

Die Vision schwindet hin.

Der Herr. Ich wurde von den weltlichen Behörden Frankreichs ersucht, zu erwähnen, daß die Anhäufung

öffentlicher Statuen der Jungfrau sich zu einem Verkehrshindernis auszuwachsen droht. Ich tue das aus Höflichkeit vor den genannten Autoritäten, muß aber vom Standpunkt der Kirche betonen, daß das Pferd der Jungfrau kein größeres Verkehrshindernis ist als irgendein anderes Pferd.

Johanna. Oh, ich bin froh, daß man mein Pferd nicht vergessen hat.

Eine Vision der Statue vor der Kathedrale zu Reims wird sichtbar.

Johanna. Soll auch dieses kleine komische Ding mich darstellen?

Karl. Das ist die Kathedrale zu Reims, wo du mich gekrönt hast. Das mußt du sein.

Johanna. Wer hat mein Schwert zerbrochen? Mein Schwert wurde niemals zerbrochen, es ist das Schwert Frankreichs.

Dunois. Mach' dir nichts draus. Schwerter können ersetzt werden — deine Seele ist ungebrochen und du bist die Seele Frankreichs.

Die Vision schwindet hin. Der Erzbischof und der Inquisitor sind jetzt rechts und links von Cauchon sichtbar.

Johanna. Mein Schwert soll noch siegen, das Schwert, das niemals einen Streich vertan. Obgleich die Menschen meinen Leib zerstört haben, habe ich doch in meiner Seele Gott gesehen.

Cauchon kniet vor ihr nieder: Die Mägde im Felde preisen dich, denn du hast ihre Augen erhoben, und sie sehen, daß nichts zwischen ihnen und dem Himmel ist.

Dunois kniet vor ihr nieder: Die sterbenden Soldaten preisen dich, weil du, ein Schild des Ruhmes, zwischen ihnen und dem Jüngsten Gerichte stehst.

Erzbischof kniet vor ihr nieder: Die Kirchenfürsten preisen dich, weil du den Glauben wieder aufgerichtet hast, den ihre Weltlichkeit in den Staub gezogen hat.

Warwick kniet vor ihr nieder: Die schlauen Ratgeber preisen dich, weil du die Knoten zerhauen hast, mit denen sie ihre eigenen Seelen gefesselt hatten.

Stogumber kniet vor ihr nieder: Die törichten alten Männer auf ihrem Totenbett preisen dich, weil ihre Sünden gegen dich in Segnungen verwandelt werden.

Inquisitor kniet vor ihr nieder: Die Richter in ihrer Blindheit und unter dem Zwang des Gesetzes preisen dich, weil du das Sehvermögen und die Freiheit der lebendigen Seele verteidigt hast.

Soldat kniet vor ihr nieder: Die Verdammten der Hölle preisen dich, weil du ihnen gezeigt hast, daß ein Feuer, das nicht gelöscht wird, ein heiliges Feuer ist.

Scharfrichter kniet vor ihr nieder: Die Folterknechte und Scharfrichter preisen dich, weil du gezeigt hast, daß ihre Hände am Tode der Seele schuldlos sind.

Karl kniet vor ihr nieder: Die Schwachmütigen preisen dich, weil du die heldenmütigen Taten, die für sie zu schwer sind, auf deine eigenen Schultern genommen hast.

Johanna. Wehe mir, wenn mich alle Menschen preisen. Ich heiße euch daran denken, daß ich eine Heilige bin und daß Heilige Wunder wirken können. Und jetzt sagt mir: Soll ich vom Tode auferstehen und als lebendiges Weib zu euch zurückkehren?

Eine plötzliche Finsternis verwischt die Wände des Zimmers, und alle springen entsetzt auf die Beine. Nur die Gestalten und das Bett bleiben sichtbar.

Johanna. Was? Muß ich wieder brennen? Ist keiner von euch bereit, mich zu empfangen?

Cauchon. Der Ketzer ist noch immer besser tot als lebendig, und sterbliche Augen können den Heiligen vom Ketzer nicht unterscheiden. Verschone sie. *Er geht hinaus, wie er kam.*

Dunois. Vergib uns, Johanna. Wir sind noch nicht gut genug für dich. Ich werde wieder in mein Bett zurückkehren. *Auch er geht.*

Warwick. Wir bedauern aufrichtig unsern kleinen Irrtum. Aber politische Notwendigkeiten, wenn auch manchmal irrig, sind doch gebieterisch. Seien Sie also so freundlich, mich zu entschuldigen. *Er stiehlt sich behutsam hinaus.*

Erzbischof. Deine Wiederkehr würde aus mir nicht den Menschen machen, für den du mich einmal gehalten hast. Das Äußerste, was ich sagen kann, ist, daß ich, obgleich ich nicht wage, dich zu segnen, dennoch hoffe, dereinst mit dir die Glückseligkeit zu teilen. Inzwischen aber — *Auch er geht.*

Inquisitor. Ich, auch einer von den Toten, bezeugte an jenem Tage deine Unschuld, aber ich sehe nicht, wie es unter den bestehenden Umständen möglich gewesen wäre, auf die Inquisition zu verzichten. Daher — *Er geht.*

Stogumber. Oh, kehre nicht zurück. Du darfst nicht wiederkehren. Ich muß in Frieden sterben. Gib uns Frieden für unsere Lebenstage, o Gott! *Er geht.*

Der Herr. Die Möglichkeit der Wiederauferstehung wurde in den letzten Verhandlungen über die Heiligsprechung nicht in Betracht gezogen. Ich muß nach Rom zurückkehren, um neue Weisungen einzuholen. *Er verneigt sich förmlich und zieht sich zurück.*

Scharfrichter. Als ein Meister meines Berufes muß ich seine Interessen wahren. Und schließlich gilt meine erste Pflicht meinem Weibe und meinen Kindern. Ich brauche Zeit, um über deine Wiederkehr nachzudenken. *Er geht.*

Karl. Arme, alte Johanna. Sie sind alle vor dir davongelaufen bis auf diesen Schurken, der um zwölf Uhr in die Hölle zurückkehren muß. Und was kann ich anderes tun, als dem Beispiel von Hans Dunois folgen und auch wieder zu Bett zu gehen. *Er tut es.*

Johanna traurig: Gute Nacht, Charlie.

Karl murmelt in seine Kissen: Gu — Na — *Er schläft ein, die Dunkelheit umhüllt das Bett.*

Johanna zum Soldaten: Und du, mein einziger Getreuer? Welchen Trost hast du für die heilige Johanna?

Soldat. Nun, was sind sie alle miteinander wert, diese Könige und Feldherrn, Bischöfe, Gesetzgeber und ihresgleichen? Sie lassen einen einfach in der Gosse verkommen, und dann begegnet man ihnen bald unten in

der Hölle trotz all ihrer Großtuerei. Ich behaupte, daß man genau soviel Recht auf seine Ansichten hat, vielleicht sogar ein besseres, als sie. *Er bereitet sich zu einer Rede über diesen Gegenstand vor.* Siehst du, das ist so: Wenn — *Der erste Schlag der Mitternachtsstunde ist von einer entfernten Glocke leise hörbar.* Entschuldige mich, eine dringende Verabredung — *Er geht auf den Zehenspitzen hinaus. Die letzten verweilenden Lichtstrahlen gehen in einen weißen Glanz über, der sich auf Johanna herabsenkt. Die Stunde schlägt weiter.*

Johanna. O Gott, der du diese wundervolle Erde geschaffen hast, wie lange wird es dauern, bis sie bereit sein wird, deine Heiligen zu empfangen, wie lange, o Gott, wie lange?

Vorhang